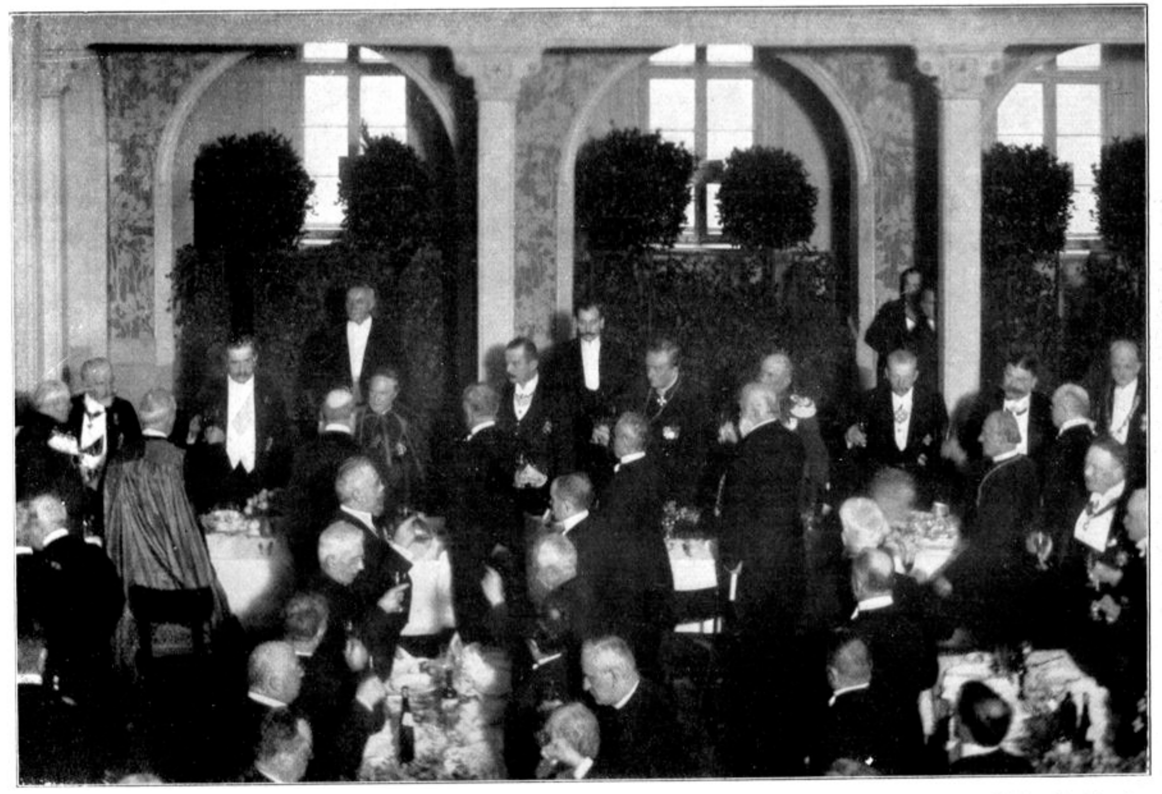


Wendisches Mädchen
Nach einer Zeichnung von William Krause

G. SIWINNA
BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI
KATTOWITZ

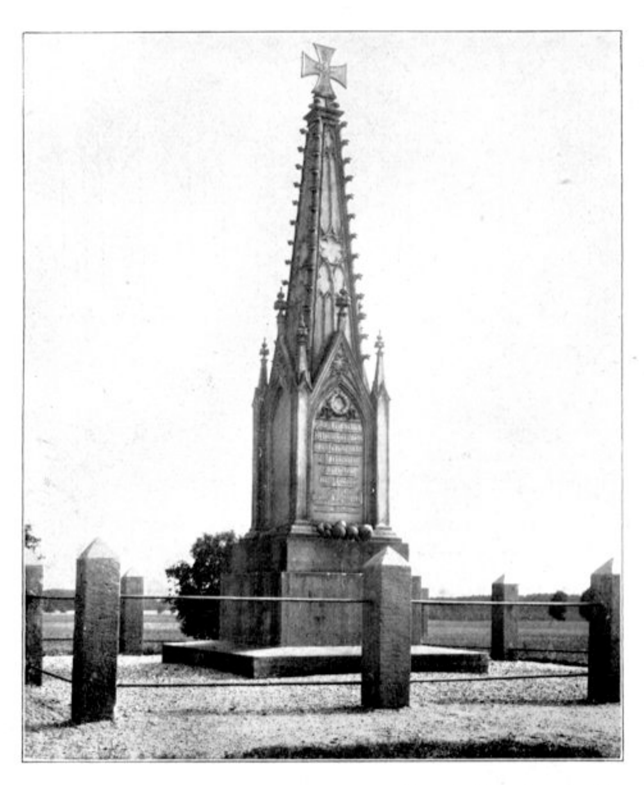


6. Jahrgang Nr. 4 15. November 1912



phot. Hofphotograph Fischer in Breslau

Kardinal Kopp bringt beim Festmahl im Breslauer Konzerthause
ein Hoch auf die Kaiser von Deutschland und Oesterreich und den Papst aus



phot. Mielert in Sprottau

Katzbachschlacht-Denkmal bei Bellwitzhof

Unsere Beilagen

Zu Anfang des V. Jahrgangs unserer Zeitschrift haben wir die Aufmerksamkeit auf die in unserer Provinz, in den Kreisen Rothenburg und Hoyerswerda, angesessenen Wenden, ihre malerische Tracht, ihre Sitten und Gebräuche gelenkt. Manche der damals veröffentlichten Bilder hatten geradezu künstlerischen Charakter. Und heute können wir die Leser mit einem Künstler bekannt machen, der sich die Darstellung dieses eigenartigen Völkchens sozusagen zur Lebensaufgabe gemacht hat. Es ist William Krause in Dresden, der in der September-Ausstellung des Schlesischen Kunstvereins in Breslau mit einer größeren Zahl seiner Wenden-Bilder vertreten war; unter ihnen war auch die in Beilage Nr. 8 wiedergegebene frische Zeichnung eines wendischen Mädchens. William Krause, ein geborener Dresdner, war erst Kaufmann, bezog aber dann die Dresdner Akademie, um Maler zu werden. Mit der goldenen Medaille und einem Stipendium verließ er sie nach vollendetem Studium. Ein Volkstrachtenfest in Dresden machte ihn mit den Wenden der Oberlausitz bekannt und ließ in ihm den Entschluß reifen, diesen noch unberührten Stoff künstlerisch zu verwerten. Er fuhr 1902 das erste Mal nach Schleife in der Oberlausitz, wo er in dem dortigen Pfarrer Handrik einen treuen Freund und Förderer seiner Pläne fand. Nicht ganz so viel Verständnis fand er bei den Bauern. Nach einiger Zeit erschien sogar eine Abordnung des Gemeinderates in der Pfarrei mit der Anfrage, ob der Maler, der nun jedes Jahr auf so lange Zeit dorthin komme und doch nichts verdiene, eines Tages etwa als unterstützungsbedürftig der Gemeinde zur Last fallen würde! Aber trotz mancher Sorgen und Schwierigkeiten, die der Künstler zu überwinden hatte, ist es nicht soweit gekommen. Im Jahre 1906 trat er zum ersten Mal in Berlin mit einer Sonderausstellung seiner Wendenbilder vor die Oeffentlichkeit und hatte sogleich damit ideellen und materiellen Erfolg. Dieser ist ihm auch weiter auf den großen Kunstausstellungen in Dresden, München und Düsseldorf treu geblieben, auf denen vielfach Ankäufe seiner Bilder für öffentliche Sammlungen erfolgten. Nur gerade in Schlesien, insbesondere in Breslau, wo er diesmal nicht das erste Mal ausstellte, hat er bisher nicht recht Fuß fassen können. Wir wollen es ihm aber wünschen! Vielleicht entschließt sich das Breslauer Kunstgewerbemuseum, das, wie wir kürzlich mitteilten, eine Sammlung von künstlerischen Volkstrachtenbildern aus Schlesien anlegt, dem Künstler einen Auftrag zu geben.

Uebrigens hat Mitte Oktober dieses Jahres in Hoyerswerda eine Versammlung von Vertretern wendischer Vereine zum Zweck des Zusammenschlusses zu einem Bunde für wendisches Volkstum stattgefunden. Er verfolgt keine politischen Zwecke, sondern die Erhaltung der Kulturwerte des immer mehr in Zahl zurückgehenden wendischen Volkes.

Die zweite Beilage (Nr. 9) gibt eine farbige Lithographie von Erich Wolff, einem jungen oberschlesischen Künstler, wieder, von dem wir ein anderes architektonisches Bild in Schlesien in Beilage 32 des IV. Jahrgangs gleichfalls nach einem bunten Steindruck brachten.

Wenige Städte unserer Provinz haben noch einen so vollständigen Mauergürtel wie Patschkau. Ein trutziger Turm davon und der der katholischen Pfarrkirche St. Mariae mit dem eigentümlichen Zinnenschmuck im mondbeglänzten Lichte einer Sternennacht geben das Motiv zu dem Bilde, das in seiner mittelalterlichen Romantik wie der Anfang einer Erzählung anmutet.

Aus großer Zeit

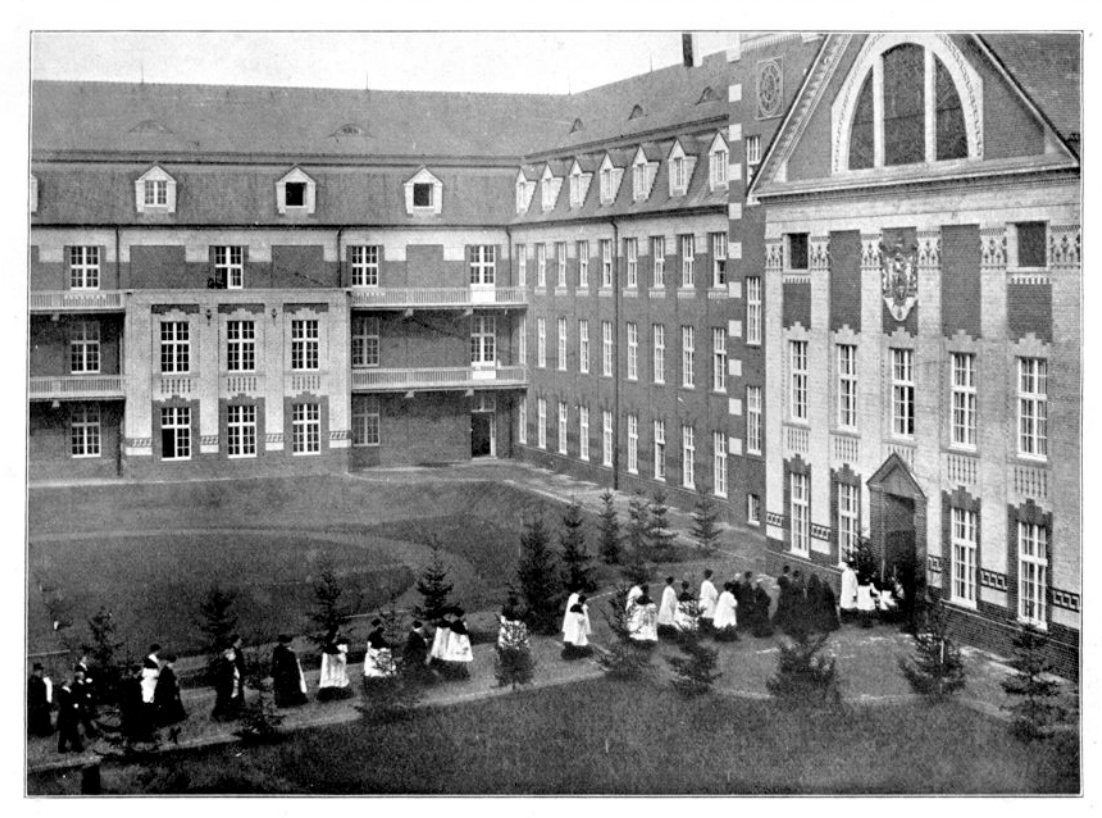
Das Katzbachschlacht-Denkmal bei Bellwitzhof.

Wenn man von dem altertümlichen Kirchdorfe Schlaup auf engem, schlechtgepflegtem Dorfwege zur Wütenden Neisse niedergestiegen ist und dieses übel beleumundete Flüßchen überschritten hat, führt ein breiter Pappelweg in sanfter Steigung nach rechts wieder aufwärts. Da, wo diese Straße das östliche Ende von Bellwitzhof berührt, leitet uns ein Umweg nach dem im freien Felde thronenden Denkmal für die bedeutungsvolle Schlacht an der Katzbach, an der Stelle errichtet, wo Blücher mit seinem Stabe Aufstellung genommen hatte. Das Denkmal ist ein Obelisk von etwa acht Meter Höhe, in gotischer Art reich verziert und auf einem dreifach abgestuften Steinsockel ruhend. Seine Spitze trägt das Eiserne Kreuz, und auf der nach Süden gerichteten Seite liest man die Inschrift: „Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland! Sie ruhen in Frieden an der Katzbach, den 26. August 1813.“ In unmittelbarer Nähe befindet sich ein geräumiges Gebäude, das zur Wohnung für zwei Kriegsinvaliden gebaut ist, welchen die Ueberwachung des Denkmals obliegt. Letzteres wurde in der Königlichen Eisengießerei zu Berlin modelliert und gegossen und auf Befehl und Kosten Sr. Majestät des Königs am 26. August 1817 feierlich enthüllt.

Blücher, dem unvergeßlichen Leiter der siegreichen Schlacht, hat die Dankbarkeit nach deutschem Sinn und Gemüt in einer Entfernung von etwa einem Kilometer eine Linde gepflanzt, die mit ihrem stattlichen Wuchse schon von weither des Wanderers Blicke auf sich zieht.

Blücherlinde und Katzbachschlacht-Denkmal sind beides Dinge, welche für unabsehbare Zeit dafür sorgen werden, daß die Erinnerungen an jene ernsten Tage und an die Heldentaten ihrer Vorväter in den Herzen der Kinder und Kindeskinder wach erhalten werden. Einzelheiten aus der Geschichte der Befreiungskämpfe gehen freilich mehr und mehr verloren. Daher ist es wesentlich, solche für das bevorstehende Jubeljahr zu sammeln und schriftlich für alle kommenden Zeiten festzuhalten.

Matzker



phot. Anders in Beuthen

Einweihung des neuen Krüppelheims in Beuthen O.-S. durch Kardinal Kopp

Tagesereignisse

Die Jubiläumsfeierlichkeiten für Kardinal Kopp. Den Auftakt zu den zu Ehren des hohen Jubilars vorbereiteten Festlichkeiten bildete eine Festsitzung des Landtages von Oesterreich-Schlesien, die am 16. Oktober in Troppau stattfand. Kardinal Kopp ist stellvertretender Vorsitzender des Landtages. Landeshauptmann Larisch nahm daher Gelegenheit, auf die Verdienste des Jubilars für Kirche und Staat hinzuweisen. Landespräsident Graf Coudenhove sprach im Anschluß an diese Würdigung dem Gefeierten die Glückwünsche der kaiserlichen Regierung aus. Kaiser Franz Joseph zeichnete den Jubilar unter dem gleichen Datum durch ein Handschreiben voll reicher Anerkennung und durch Verleihung der Brillanten zum Großkreuz des St. Stephansordens aus.

Die eigentlichen Feierlichkeiten eröffnete ein Fackelzug am Abend des 20. Oktober, ein Zug, der gegen 200 Breslauer bezw. auswärtige Vereine umfaßte, von etwa 8000 Fackelträgern gebildet wurde, und ein Schauspiel bot, wie es selbst unsere in dieser Beziehung ziemlich verwöhnte Provinzialhauptstadt bisher nie gesehen hat. Vom Palaisplatze aus schob sich der in Viererreihen formierte, aus neun großen Abteilungen bestehende und von ebensoviel Musikkapellen begleitete Zug am äußeren Stadtgraben entlang und über Holteihöhe, Sandbrücke und Domstraße nach dem Hofe des bischöflichen Palastes. Auf die Schüler der höheren katholischen Lehranstalten Breslaus als der ersten Gruppe folgten die Jugendvereine unserer Provinzialhauptstadt. Ihnen schlossen sich in der dritten Abteilung die Breslauer Gesellenvereine und in der vierten die zahlreich anwesenden Vertreter der Knappschaften an. Gerade die schmucken Bergknappen, von langbärtigen Gnomen geführt, bildeten mit ihren buntfarbigen Grubenlampen die Hauptzierde des Zuges. Ihnen schlossen sich als fünfte, sechste und siebente Gruppe die Breslauer Arbeitervereine, Berliner Vereine in Gemeinschaft mit den Breslauer Meistervereinen und Scharen von Bergarbeitern an, worauf gewaltige Massen von Vertretern der auswärtigen, sowie der hiesigen Arbeiterschaft als achte und neunte Abteilung folgten. Um $5^1/_2$ Uhr hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, und kurz nach 6 Uhr langte seine Spitze im Hofe des bischöflichen Palastes an. Eineinhalb Stunden dauerte der Vorüberzug. Kardinal Kopp nahm, in der nach dem Hofe mündenden Türfüllung des Vorsaals sitzend, die Huldigung entgegen. Um 7 Uhr, als der vom Spitzerschen Männergesangverein vorgetragene „Lobgesang" von Filke verklungen war, brachte Geh. Justizrat Dr. Porsch die Glückwünsche aller Teilnehmer dar. Kardinal Kopp erwiderte mit Worten innigsten Dankes und erteilte den Anwesenden den Segen. Ein zweiter Liedervortrag, „Die Himmel rühmen" und ein auf den Jubilar ausgebrachtes Hoch beschlossen die Feier. Die altersgrauen Mauern des Domes und der Kreuzkirche mögen sich noch lange verwundert haben ob des ungewohnten Lichterglanzes, ausgehend von der sinnig ausgestalteten Illumination der Marienstatue, des Nepomukdenkmals und des Domportals, und ob des noch Stunden lang nachbrausenden Jubels, der die sonst so stille „terra sancta" erfüllte.

Für Montag, den 21. Oktober, den eigentlichen Jubeltag, war zunächst ein feierliches Amt im Dom vorgesehen, dem u. a. der Erbprinz von Sachsen-Meiningen samt Gemahlin beiwohnte. Nach Schluß des Gottesdienstes richtete der Jubilar vom Eingange des Presbyteriums aus erneut Worte des Dankes an seine Diözesanen. Bei der sich anschließenden Gratulationscour im bischöflichen Palais bereitete dem Kardinal namentlich eine durch eine Deputation der Bergwerksgesellschaft „Georg von Giesches Erben" überreichte Ehrengabe große Freude, die eine silberne Statuette der hl. Agnes darstellte. Den Ausklang der Feierlichkeiten bildete das am selben



phot. Hallama in Breslau

Aus Schlesiens jüngstem Dorfe: Neu-Bergel
Ein Mustergehöft

Tage, mittags 3 Uhr im Saale des Breslauer Konzerthauses beginnende Festmahl, das an einer Ehrentafel und dreizehn Quertafeln gegen 500 Teilnehmer vereinte. (Bild auf Seite 89.) Kardinal Kopp eröffnete die Reihe der Ansprachen mit einem Hoch auf die Monarchen Preußens und Oesterreichs, sowie auf den Papst. Der dem Jubilar gegenübersitzende Kultusminister von Trott zu Solz gedachte der segensreichen Tätigkeit des Gefeierten und ließ seine Rede in einen Toast auf denselben ausklingen. Nach einer Würdigung der Bedeutung des Jubilars für Oesterreich-Schlesien, die der zur Rechten des Kardinals sitzende Landespräsident Graf von Coudenhove folgen ließ, gab Dompropst Dr. Koenig der Liebe und Verehrung des Klerus und der Diözesanen Ausdruck. Alle die Ansprachen aber, auf die Kardinal Kopp mit einem erneuten Bekenntnis, daß ihm die Pflege eines harmonischen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat die hehrste seiner Pflichten sei, antwortete, gipfelten in dem Wunsche, daß der hohe Kirchenfürst noch lange den Seinen erhalten bleiben möge. —

Von nah und fern liefen natürlich zahlreiche Beweise für die dem Gefeierten überall gezollte Liebe und Anerkennung ein.

Papst Pius X. bewies seine Teilnahme an der Jubelfeier durch Uebersendung eines Handschreibens, und die Stadt Breslau ließ es sich nicht nehmen, Kardinal Kopp zu ihrem Ehrenbürger zu ernennen. Der Verein für Geschichte Schlesiens, der dem hohen Jubilar vielfache Förderung zu verdanken hat, ehrte ihn durch Verleihung der Ehrenmitgliedschaft. M. M.

Einweihungen

Das neue Krüppelheim „Zum heiligen Geist" in Beuthen O.-S. Ein Werk christlicher Nächstenliebe und sozialer Fürsorge ist am 14. Oktober cr. seiner Bestimmung übergeben worden. Ein größeres seiner Art dürfte wohl kaum mehr in ganz Deutschland gefunden werden. Es ist das Krüppelheim „Zum heiligen Geist" in Beuthen O.-S. Der Erbauer ist Se. Eminenz Kardinal Kopp. Das Heim soll 400 Krüppeln im Alter vom ersten bis achtzehnten Lebensjahre Aufnahme gewähren. Die Bebauungsfläche beträgt 28 258 Quadratmeter, der Kostenaufwand über zwei Millionen Mark. Es ist ein Monumentalbau, der durch Einfachheit und künstlerisch architektonische Gliederung vornehm wirkt. Die Fronten zeigen buntfarbige Verblender. Die Front des Hauptgebäudes zieren Sprüche und Liedertexte, so des „Veni, Creatur Spiritus". Das Ganze krönen zwei achteckige Turmaufsätze; im Westturm hängt die acht Zentner schwere Glocke, die die Inschrift trägt: „Sancte George, ora pro nobis."

Das Hauptgebäude enthält eine Turnhalle, Säle für Medikomechanik, Massage, Heißluft- und elektrische Behandlung, eine Kapelle, Treppen- und Rampenanlagen und Personenaufzüge. Die Flügelbauten enthalten einen Speisesaal, Tee- und Spülküche, Schlafräume, Schulzimmer, völlig windfrei angelegte Balkons und Terrassen.

Das Operationshaus ist mit dem Hauptgebäude durch einen Gang verbunden. Es enthält drei Operationszimmer für unblutige, septische und antiseptische Operationen, Sterilisations-, Gips-, Entkleidungs- und einen Anproberaum, ein Röntgenzimmer u. a. m.

Außer dem Verwaltungs- und dem Küchengebäude sei ferner der Werkstattraum mit Sälen für Bandagisten, Feinschlosser, Drechsler, Tischler, Schuhmacher, Korbflechter, Kürschner und Schneider erwähnt. Ein besonderer Bau dient ferner als Aufenthaltsort der die Anstalt verwaltenden Schwestern.

Dazu kommen noch das Backhaus, das Seuchenhaus, das Leichenhaus, die Stallgebäude, das Pflanzenhaus, die Verbindungsgänge und Wandelhallen.

Die Seele des Unternehmens war in Beuthen der Prälat Schirmeisen, der aufsichtsführende Bauherr Baurat Brugger in Beuthen O.-S. Se. Eminenz Kardinal Kopp nahm selbst am 14. Oktober den Weiheakt vor. Ihm voran ging ein feierliches Hochamt in der Kapelle des Krüppelheims.

Anwesend waren: Graf Lazy Henckel von Donnersmarck auf Naklo, Graf Edgar Henckel von Donnersmarck auf Brynek, Graf Kressenbrock (Schurgast), Graf Hans Praschma (Rogau), Regierungspräsident von Schwerin in Oppeln, Domsyndikus Erdmann (Breslau), Kanonikus Dr. Sprotte (Breslau), Geh. Sanitätsrat Dr. Körner, Landesrat Wimmer, Oberregierungsrat Dr. Küster (Oppeln), Regierungs- und Medizinalrat Dr. Krause, Bergrat Remy (Lipine), Geh. Bergrat Wiggert (Zabrze), die Generaldirektoren Dr. Stephan, Hilger, Uthemann, Oberst Sydow, Prälat Schirmeisen, Erzpriester Buchwald, Landesgerichtsdirektor Artelt, die Landräte Dr. Trappenberg (Beuthen O.-S.), Gerlach (Kattowitz), Suermondt (Zabrze), Rittergutsbesitzer Lukas (Belz), Oberrealschuldirektor Dr. Flaschel, vom Magistrat Oberbürgermeister Dr. Brüning, Bürgermeister Friedrich, die Stadträte Muschallik, Guthmann und Heintze.

Sowohl beim Weiheakt, als auch bei dem sich anschließenden Festmahl wurden Reden gehalten, von denen namentlich die Dankesworte des Regierungspräsidenten von Schwerin an den Kardinal hervorgehoben seien. Prälat Schirmeisen erhielt den Kronenorden III. Klasse. Hein

Jugendheim in Boberröhrsdorf. Das mit Unterstützung des Raiffeisenvereins in Boberröhrsdorf i. R. errichtete Jugendheim wurde am 20. Oktober in Anwesenheit des Erbprinzen und der Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen durch eine Feier seiner Bestimmung übergeben. Der Weiheakt fand in der Turnhalle des Heims statt.



phot. Hallama in Breslau

Aus Schlesiens jüngstem Dorfe: Neu-Bergel
Stallgebäude

Das erste Gesellenheim in Breslau. In Erkenntnis der mit dem Schlafstellenwesen verbundenen Uebelstände hat der Schlesische Bund evangelischer Männer- und Jünglingsvereine in Verbindung mit der Breslauer Stadtmission ein Gesellenheim in der Westendstraße erstehen lassen. Der Einweihungsfeier am 14. Oktober wohnten als Vertreter des Magistrats und des Oberbürgermeisters Stadtrat Dr. Wagner, für das Königliche Konsistorium Konsistorialrat Bojanowski, für den Provinzialverein für innere Mission Pastor Mühe, für die Breslauer Bäckerinnung Bäckerobermeister Prussog, sowie Vertreter christlicher Männer- und Jünglingsvereine aus der Provinz bei. Sieben Zimmer mit sechzehn Betten sind zunächst für den wohltätigen Zweck eingerichtet worden. Dieser erste Versuch der Neugründung soll später in allen Stadtteilen Nachahmung finden. Im Anschluß an die Feier erfolgte die Besichtigung der mit Blumen dekorierten Schlafräume, von denen das von Fräulein Klara von Frankenberg-Proschlitz gestiftete Zimmer besonders gefiel. Großes Interesse erregte auch die „Brockensammlung", aus deren Erlös das neue Heim künftig erhalten werden soll. Verkaufs- und Annahmestelle befinden sich Westendstraße Nr. 54.

Schulbauten. In Bautsch, Kreis Glogau, erfolgte am 14. Oktober die Einweihung des neuen Schulhauses durch Ortsschulinspektor und Verbandsvorsteher Pastor Bayer aus Weißholz. Zu gleicher Zeit wurde auch das neue Schulhaus in Klein Logisch eingeweiht. Dieser Feier wohnte Landrat Singelmann bei. Ebenso wurde der Um- und Erweiterungsbau des Schulhauses in Würchland am selben Tage nach einem kurzen Festakte in Gebrauch genommen.

Zur Siedelungskunde

Umgesiedelte Dörfer bei Breslau. Nach dem Hochwasserschutzprojekt für die Oder bei Breslau werden die beiden Dörfer Bergel und Ottag bei Ohlau auf die andere Seite der Oder auf hochwasserfreies Land verlegt. Ueber die Verlegung und Besiedlung des neuen Dorfes Ottag, Neu Ottag, auf der Lehne des Geyer-Hügels, haben wir bereits im vorigen Jahre auf Seite 176ff. berichtet und die schmucke Bauweise des neuen Dorfes mit Bildern illustriert. Das neue Dorf Bergel, Neu Bergel, ist unweit von Neu Ottag, zwei Kilometer westlich von Ohlau an der Chaussee nach Breslau halbwegs zwischen Baumgarten und Stanowitz in diesem Jahre erbaut und bereits zum großen Teile besiedelt worden; die feierliche Einweihung geht Mitte November vor sich. Neu Bergel steht südlich der Chaussee auf einer mäßigen Bodenerhebung, die im Norden von der Ohleniederung begrenzt wird. Es sind etwa dreißig Häuser für ungefähr zwanzig Besitzungen, die zunächst umgesiedelt werden sollen, erbaut. Das neue Dorf ist wie Neu Ottag von der Regierung erbaut und hebt sich in seiner einfachen, schlichten, aber architektonisch schönen Bauweise vorteilhaft von dem sonst üblichen Typ unserer Dorfhäuser ab.

An der breiten Dorfstraße, die von der Chaussee nach Norden zur Ohleniederung führt, stehen die Häuser zu beiden Seiten, bunt und mit laubenartigen Vorbauten, manche in Fachwerk mit farbiger Holzverkleidung, andere massiv und glatt und schlicht abgeputzt, alle aber mit schön gestaltetem Giebel. Nicht allein die Wohnhäuser sind so schmuck, nein, auch die Ställe sind in gefälliger Bauweise ausgeführt; auch dieses neue Dorf ist wieder



phot. Hallama in Breslau

Aus Schlesiens jüngstem Dorfe: Neu-Bergel
Eine „Hinterfront"

ein Schmuckkästlein. Mit Schmunzeln haben denn auch die Bewohner des neuen Dorfes seinen Bau überwacht; allsonntäglich kamen sie herüberspaziert und prüften die Fortschritte ihrer Häuser, vor denen als große „Visitenkarte“ eine Tafel mit dem Namen des Besitzers stand, und mit Behagen sind sie in die neuen Behausungen eingezogen. Manche der Besitzungen sind recht stattlich; denn es handelt sich um wohlhabende Bauern, die hier umgesiedelt worden sind. So besteht manches Gehöft aus zwei den geräumigen Hof flankierenden Wohnhäusern und einer großen Scheuer, die im Hintergrunde den Hof abschließt. Recht ansehnlich ist auch der Kretscham, der an der Chaussee erbaut ist. Schule und Spritzenhaus werden noch gebaut.

Von dem Dorfe aus sind sowohl Neu Ottag, wie die alten Dörfer Bergel und Ottag zu sehen und letztere auf dem Wege über Ohlau in kurzer Zeit zu erreichen. Jenseits der Oder kommt man bald zu den charakteristischen Zeichen des oft überfluteten Hochwassergebietes. Hinter den Dämmen zeigen sich tiefe Auskolkungen, Teiche und sonstige Schlenken, Reste alter Oderarme, die das Hochwasser von Zeit zu Zeit verbreitert und vertieft, und die, von Schilf und Wald eingefaßt, landschaftlich schöne Bilder abgeben. An einem solchen alten Oderarm liegt das alte Dorf Ottag, etwa vier Kilometer von Ohlau entfernt, an der Chaussee nach Laskowitz. Trotz der Uebersiedlung seiner ehemaligen Bewohner nach Neu Ottag steht das alte Dorf noch. Einige Bewohner haben sich von der alten, ererbten Scholle nicht trennen können und wohnen, da die Regierung das ganze Dorf aufgekauft hat, als Pächter auf ihren früheren Besitzungen. Aber wie lange sie noch bleiben dürfen, wissen sie selbst nicht. Ein Teil des alten Dorfes ist bereits abgebrochen; die meisten Häuser sind aber stehen geblieben, da die Regierung Unterkunft für die Leute braucht, die das Vieh halten, das in dem Dorfe und in dem benachbarten Vorwerk Annahof untergebracht ist. Auf der Flur der alten Dörfer wird nämlich eine Weidewirtschaft in großem Stile angelegt. Vom Frühjahr bis zum Herbst tummeln sich Tag und Nacht Kühe und Pferde in den Koppeln, und zur Winterszeit werden sie ins Dorf in die Scheunen gebracht, zu dem ein Teil der Dorfhäuser umgebaut wird. Welche Verheerungen das Hochwasser in Alt Ottag angerichtet hat, das zeigen die Bilder, die im Gasthause „Zur Hoffnung“ in Ottag aushängen. Die Photographien stellen das überschwemmte Dorf im Jahre 1903 dar; auf der Dorfstraße fährt ein Kahn in den Eingang des Gasthauses, der wegen des Hochwassers schon mehrere Stufen über die Dorfstraße gelegt ist. Die Bewohner erzählen von den reißenden Hochwasserströmen, die in Breite von einer halben Meile aus dem Oderwalde herüberbrachen; und doch wollen viele das Dorf nicht verlassen, so wurzelt die Heimatsliebe im Bauern; sein altes Haus, sein stets bedrohtes Stück Acker sind ihm lieber als Geld, neue, schöne Häuser und hochwassersicheres Land. Alt Bergel, das wenige Minuten von Alt Ottag, an der Chaussee nach Ohlau—Bernstadt liegt, war, was die Häuser anlangt, weniger vom Hochwasser bedroht. Es ist, wie sein Name sagt, auf einem „Bergel“ aufgebaut mit ansteigender Straße, an der die Häuser dicht wie in einer Stadt stehen. Nur die Häuser, die sich am Fuße des „Bergels“ angesiedelt haben, sind dem Hochwasser ausgesetzt und sollen abgebrochen werden. Doch der See, der sich längs des „Bergels“ in den Ohlauer Wald hineinzieht, redet deutlich von der Wucht der Hochwassermassen, die sich hier ein tiefes Bett gegraben haben. Zur Ablenkung des Hochwassers wird durch den Ohlauer Wald ein Flutkanal gebaut, der die Hochwassermassen der Oder, Smartern usw. aufnehmen soll. Dann wird zwischen Kanal und Oder das weite, grüne Weideland mit seinen bunten Viehherden und mit den Resten der alten Dörfer sicherer als früher liegen.

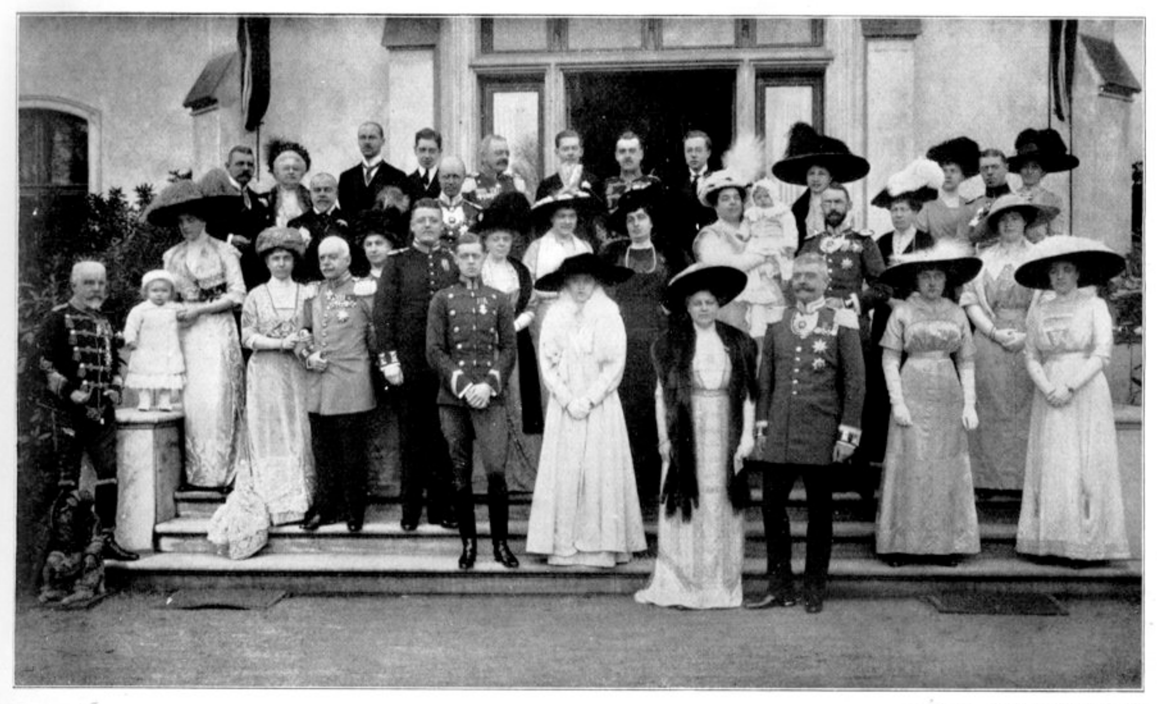
G. H.

Sport

Der Herbst brachte noch eine reichliche Sportauslese; vor allem feierte der Pferderennsport noch mehrere interessante Meetings. Am 20. September wurde in Breslau-Süd der wertvolle Wratislawiapreis umstritten; es siegte Freifrau von Tiele-Winklers „Swantewit“, ein schlesisches Pferd, mit Shurgold im Sattel. Von den übrigen Rennen gewann Gradiß's „Sirene“ (Bullock) das Graf Johannes Renard-Rennen, Herrn Wagners und Frau Hildebrands „Marius“ (Spear) das Henckelhandikap, Herrn von Wallenbergs „Gaudeamus“ (O. Müller) das Versuchshandikap, Herrn Bauers „Malta“ (Bullock) das Verkaufsrennen, Herrn Oldes „Göttersage“ (Blades) das Herbsthandikap, Leutnant v. Schmidt-Paulis' „Edda“ (Weishaupt) das Namslauer Jagdrennen. Zwei Tage später siegten in Breslau-Süd Herrn Balduins „Eau de Cologne“ (Bullock) im Schmettowrennen, von Gossow-Schönborns „Loge“ (Leutnant von Stammer) im Prinz Karl von Preußen-Rennen, von Bennigsens „Eisenmenger“ (Lister) im Schlesischen Subskriptionspreis, Herrn Weinbergs „Caligula“ (Bullock) im Preis von Langenbielau, Rittmeister von Seydlitz' „Le Nil“ (Leutnant Graf Buddenbrock) im Lübener Jagdrennen, von Wallenbergs „Hasard“ (Müller) im Herzog von Ratibor-Rennen, Gestüt Charlottentals „Werra“ (Purgold) das Hartlieber Jagdrennen. Der dritte Tag der großen Herbstrennen brachte die Siege von Herrn Korns „Solitär“ (Laue) im Hochstaplerrennen, von Wallenbergs „Gaudeamus“ (Müller) im Krietener Flachrennen, Major Großkreuz' „Rabi“ (Leutnant Goertz) im Schlesischen Jagdrennen, Weinbergs „Pelleas“ (Fox) im Schlesischen Vereinspreis von 14000 Mark, Graf Henckels „Coeur de Lion“ (Purgold) im Südpark-Hinter-Handikap, Herrn Hildebrandts „Varitas“ (Bleil) im Verlosungsrennen, Herrn Lückes „Grandezza“ (Leutnant von Stammer) im Preis von Fürstenstein.

Sonntag, den 22. September fand die alljährlich übliche Radwettfahrt „Rund um Breslau“ statt; es siegten in der Juniorenabteilung Thiel (Breslauer Radfahrerverein Falke) in 7 Stunden 39½ Minuten, bei den Senioren Reiske (Breslauer Radfahrerverein Adler) in 8 Stunden 37 Minuten. Am Sonntag, dem 29. September, wurde das „Ostdeutsche Straßenderby“, eine Radwettfahrt für Geldpreisfahrer über 321 Kilometer von Breslau nach Görlitz und zurück gefahren. Es beteiligten sich an dieser großen Wettfahrt eine Reihe bekannter ausländischer Radfahrergrößen. Zur Freude der Deutschen siegten aber die inländischen Fahrer mit Aberger (Berlin) an der Spitze, der die Strecke trotz widrigen Windes in 11 Stunden 18 Minuten 15 Sekunden bewältigte; die nächsten folgten mit Abständen von Handbreiten. Einen Tag vorher begann in Breslau-Lilienthal die große Fernfahrt des Deutschen Radfahrerbundes Breslau—Posen—Danzig. Das Rennen wurde in zwei Etappen gefahren; die erste Etappe Breslau—Posen sah vier Breslauer als Sieger, voran Robert Müller vom Breslauer Radfahrerverein „Adler“, die andern mit wenigen Längen dicht auf. Die zweite Etappe Posen—Danzig wurde zwar von Frömming vom Radfahrerverein Zugvogel aus Steglitz gewonnen, allein im Gesamtplazement blieb Rathmann vom Radfahrerverein „Teutonia“ (Breslau), der sich auf der ersten wie auf der zweiten Etappe unter den Ersten gehalten hatte, Sieger.

Am Sonntag, dem 29. September, fand in Breslau-Süd das letzte diesjährige Pferderennen statt. Es siegten Trauns „Rothraut“ (Cleminson) im Maidenrennen der Zweijährigen, Waughs „Moslem“ (Mac Farlane) im Preis der Schneekoppe, Graf Seidlitz-Sandreczkis „Imperator“ (Cleminson) im Vergleichshandikap, Dr. Lemkes „Nuscha“ (Cleminson) im Fürst Hohenlohe-Rennen, Herrn Wackheisers „Miß Quick“ (Wedgewood) im Preis von Hoppegarten, Major von Kaysers „Mennevul“ (Besitzer) im Preis von Breslau. Im Kynast-Jagdrennen machten Graf Seidlitz-Sandreczkis „Haarkünstler“ (Leutnant Freiherr von



phot. A. Jüttner in Ratibor

Silberhochzeitsfeier des Oberstallmeisters Freiherrn von Reischach und seiner Gemahlin, geborenen Prinzessin Margarete von Ratibor

Buddenbrock) und Freiherr von Buddenbrocks „Ritterschlag" (Leutnant von Reinersdorf) totes Rennen.

Endlich ging an diesem Tage noch die erste offizielle nationale Segelregatta auf der Oder vor sich. Der Breslauer Seglerverein veranstaltete sie; es beteiligten sich gegen zehn Jachten. Wegen des Ostwindes wurde nur stromab gesegelt. Es siegten in der Jollenklasse die Jacht „Blitz", geführt von Herrn Bergmann, in der ersten Handikapklasse die Jacht „Grille", geführt von Referendar Dr. Krumteich, in der zweiten Handikapklasse die Jacht „Weser", geführt von Ingenieur Fahlbusch.

Am 13. Oktober wurde die Radsaison in Breslau-Grüneiche geschlossen. Dabei errang die Meisterschaft von Breslau über 1000 Meter Stephan, den Herbstpreis von Breslau über 100 Kilometer Thomas, den Hoffnungspreis Dührig, das Prämienfahren Tannigel, das Vorgabefahren Podeschra. G. H.

Vereine

In dem festlich mit Lorbeerbäumen und Blumen ausgeschmückten Sitzungssaale des Landeshauses wurde am 16. Oktober die Generalversammlung des Vaterländischen Frauenvereins der Provinz Schlesien unter dem Vorsitz der Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen abgehalten. Zahlreiche Delegierte aus allen Teilen der Provinz, sowie Oberpräsident Dr. von Guenther und die Regierungspräsidenten von Breslau und Oppeln hatten sich eingefunden. Die vaterländischen Frauenvereine in ganz Preußen haben nach dem von Landesrat von Petersdorff erstatteten Jahresbericht für 1911 eine erhebliche Steigerung ihrer Mitgliederzahl zu verzeichnen. An dieser Steigerung ist Schlesien am hervorragendsten beteiligt, und zwar betrug die Zunahme 5525 Mitglieder. Der Verband Schlesien hatte gegen Ende des Jahres 1911 103 452 Mitglieder; mit dieser Zahl übertrifft er den nächststärksten Verband, Westfalen, um rund 50 000 Mitglieder. Die größten Zweigvereine in Schlesien sind Schweidnitz-Land mit 8350 Mitgliedern und 30 Gemeinde-Pflegestationen und Breslau-Land mit 7347 Mitgliedern und 44 Gemeinde-Pflegestationen. Das in den schlesischen Vereinen beschäftigte Krankenpflegepersonal einschließlich der 73 Schwestern im Augusta-Hospital, ist von 594 auf 635 Personen gestiegen. Das Pflegepersonal verteilt sich auf 368 Gemeindepflegestationen, von denen 20 im Berichtsjahre neu gegründet wurden. Die Gemeindepflegestationen verteilen sich folgendermaßen auf die einzelnen Regierungsbezirke: für Breslau 200, für Oppeln 32 und für Liegnitz 136 Stationen. Die Landesversicherungsanstalt, sowie die landwirtschaftliche Berufsgenossenschaft haben im Berichtsjahre zur Gründung von Stationen an Unterstützungen 84 317 Mark bezw. 8227 Mark gewährt. Für das Mobilmachungsjahr 1912/13 stehen 226 in der Kriegskrankenpflege ausgebildete Helferinnen zur Verfügung. In verschiedenen größeren Städten sollen Musterkurse veranstaltet werden. Der Schatzmeister, Bankdirektor Martius, erstattete den Kassenbericht, der eine Einnahme von 55 323 Mark und eine Ausgabe von 43 087 Mark aufweist, sodaß ein Barbestand von 12 236 Mark übrig blieb. Der Vermögensbestand betrug 162 536 Mark. Der Etat für das Jahr 1913 balanziert mit 23 000 Mark. Der Kriegsbereitschaftsfonds beträgt 17 279 Mark, der Ueberschwemmungsfonds 8876 Mark.

Persönliches

Fünfundzwanzig Jahre waren am 10. Oktober verflossen, seit die jüngste Schwester des Herzogs von Ratibor, Prinzessin Margarete von Ratibor, auf Schloß Rauden dem Freiherrn **von Reischach,** dem jetzigen Oberstallmeister des Kaisers, die Hand zum Ehebunde reichte. Zur Silberfeier waren auf Schloß Rauden erschienen: Prinz Franz von Ratibor mit Gemahlin, Prinz Max von Ratibor, Deutscher Gesandter in Madrid, mit Gemahlin und Töchtern, Prinz Karl von Ratibor, Oberpräsident von Westfalen, Prinzessin Ernestine von Ratibor, Witwe des im Jahre 1891 verstorbenen Prinzen Ernst von Ratibor, Prinzessin Elisabeth und Marie von Ratibor, ferner die Söhne des verstorbenen Prinzen Egon von

Ratibor. Auch Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen nebst Gemahlin waren anwesend. Unser Bild auf S. 95 zeigt in der ersten Reihe, von links nach rechts gerechnet, an dritter und vierter Stelle das Silberpaar, am Anfange der zweiten Reihe den Bruder der Silberbraut, Herzog von Ratibor, und in der folgenden Reihe an vierter Stelle Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen. A.

Am 25. September vollendete der protestantische Theologe Professor **Paul Kleinert** in Berlin sein 75. Lebensjahr. 1837 zu Vielguth bei Oels geboren, studierte er in Breslau und Halle, wurde 1861 Diakonus in Oppeln, 1863 Lehrer am Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, 1864 Privatdozent an der dortigen Universität, 1868 außerordentlicher, 1877 ordentlicher Professor für Altes Testament und praktische Theologie. Er gehört zu den Theologen vermittelnder Richtung. Er veröffentlichte: „Untersuchungen zur alttestamentarischen Rechts- und Literaturgeschichte“, „Abriß der Einleitung zum alten Testament in Tabellenform“, „Abhandlungen zur christlichen Kultus- und Kulturgeschichte“, „Selbstgespräche am Kranken- und Sterbelager“. 1892 wurde er zum Bearbeiter der Agenden für Preußen als Oberkonsistorialrat in den Oberkirchenrat berufen, dessen Mitglied er 1894 wurde.

An Stelle des Staatsrats von Wiesel ist Baron **Ernst von Schilling** zum Kaiserlich Russischen Konsul in Breslau ernannt worden und hat das Reichsexequatur erhalten. Staatsrat von Wiesel hat das Breslauer Konsulat seit dem 1. September v. J. verwaltet.

Am 7. September verschied in Reinerz der Stadtälteste von Waldenburg, Lotterieeinnehmer **Paul Reiffenstein.** Von 1876 bis 1886 gehörte er der Stadtverordnetenversammlung und von 1887 bis 1910 dem Magistratskollegium an. In dieser langen Zeit hat er sich um die Stadt Waldenburg große Verdienste erworben.

Am 21. September starb in Rio de Janeiro **Dr. Theodor Peckolt,** der seit 1848 in Brasilien lebte und sich als Botaniker um das Studium der brasilianischen Flora große Verdienste erworben hat. Peckolt war aus Muskau in Schlesien gebürtig und war Apotheker von Beruf. Er hat mehrere Staaten Brasiliens zu botanischen Studien bereist und hat etwa 6000 Pflanzen bestimmt und auf ihren medizinischen Wert hin untersucht. Zusammen mit seinem Sohne Dr. Gustav Peckolt gab er eine „Geschichte der Medizinal- und Nutzpflanzen Brasiliens“ heraus. Kaiser D. Pedro II. ernannte ihn zum Ritter des Rosenordens und zum Hofapotheker.

Professor Dr. **Franz Skutsch,** der Ordinarius für klassische Philologie an der Universität Breslau, ist am 29. September im Alter von nur 47 Jahren gestorben. Professor Skutsch war 1865 in Neisse geboren, erhielt am dortigen Gymnasium seine Vorbildung und widmete sich dem Studium der klassischen Philologie in Breslau, Leipzig, Heidelberg und Bonn. An letzterer Universität promovierte er 1888. 1890 wurde er Privatdozent in Breslau, wo er sechs Jahre später zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Besondere Verdienste hat er sich um die Bestrebungen des Deutschen Schulvereins erworben.

Der konservative Landtagsabgeordnete, Generalleutnant Freiherr **von Reitzenstein** auf Oberweistritz feierte am 1. Oktober sein fünfzigjähriges Militärdienstjubiläum. Am 30. August 1844 in Ober-Salzbrunn geboren, besuchte er die Ritterakademie in Liegnitz, trat 1862 als Offizieraspirant in Neisse ein, wurde 1864 als Leutnant der dritten Abteilung in Schweidnitz zugeteilt, nahm als Adjutant der Garde-Munitions-Kolonnenabteilung am Feldzug von 1866 gegen Oesterreich und 1870/71 u. a. an den Schlachten bei St. Privat la Montagne, bei Beaumont und Sedan teil, und wurde 1871 zum Oberleutnant ernannt. 1874 zum Hauptmann befördert, wurde er Lehrer an der Kriegsschule Hannover. 1879 kam er als Kompagniechef ins Fußartillerie-Bataillon Nr. 14, wurde 1883 Vorstand des Artillerie-Depots Hannover, 1885 Major und etatsmäßiger Stabsoffizier im Fußartillerie-Regiment 6 in Neisse. 1886 erhielt er das Kommando des 1. Bataillons dieses Regiments in Glogau und wurde 1888 unter Stellung à la suite zum Ersten Artillerie-Offizier vom Platz in Thorn ernannt. 1890 wurde er zum Oberstleutnant befördert, 1891 zum Kommandeur des Fußartillerie-Regiments Nr. 1 in Königsberg, 1892 zum Kommandeur des Garde-Fußartillerie-Regiments, 1893 zum Obersten ernannt und 1894 mit der Führung der V. Fußartillerie-Inspektion beauftragt. 1895 erhielt er die 2. Fußartillerie-Brigade, 1897 erfolgte seine Beförderung zum Generalmajor und 1900 die zum Generalleutnant. Am 15. August 1902 wurde er unter Verleihung des Kronenordens 1. Klasse zur Disposition gestellt. Nach seiner Verabschiedung zog er sich nach seinem Rittergute Niederweistritz, Kreis Schweidnitz, zurück.

Die Oberin des Augusta-Hospitals des Vaterländischen Frauenvereins Breslau-Stadt **Johanna Urbschat** beging am 1. Oktober ihr 25jähriges Oberinnen-Jubiläum. Zu Stolbeck bei Tilsit geboren, widmete sie sich in Memel 1868 während einer Hungertyphusepidemie der Pflege der Kranken und trat dann als Schwester in den Verband des Oberlinhauses zu Nowawes, später in den des Viktoriahauses in Berlin. Ihre weitere Ausbildung erfolgte in den Kieler Kliniken. In Berlin wirkte sie dann in der Gemeindepflege, auf der chirurgischen Kinderstation des städtischen Krankenhauses und endlich drei Jahre in der chirurgischen Klinik des Professors von Bergmann. 1887 trat sie als Oberin in das Breslauer Augusta-Hospital.

Kleine Chronik

September

28. Oberbürgermeister Dr. Bender verabschiedet sich von der Breslauer städtischen Beamtenschaft.

Oktober

3. Der Verband Schlesischer Rindviehzüchter-Vereinigungen eröffnet in Breslau eine gutbeschickte Ausstellung von Zuchtvieh.

8. Der Obst- und Gartenbauverein Leobschütz eröffnet eine auf zwei Tage berechnete, reichbeschickte Kreisobstschau.

9. Auf Station Wolmsdorf der Kleinbahn Camenz—Reichenstein erfolgt ein Zusammenstoß, bei dem drei Personen verletzt werden.

15. Der Erbprinz und die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen treffen zu mehrtägigem Besuche in Breslau ein.

16. In Lauban wird ein helleuchtendes Meteor beobachtet das in nordwestlicher Richtung zieht.

17. In der Menzelschen Glasfabrik in Bunzlau richtet ein gewaltiges Schadenfeuer große Verheerungen an.

17. Prinz Friedrich Karl von Hessen nimmt auf der Durchreise in Breslau kurzen Aufenthalt.

18. Am Loreleyfelsen bei Lähn gehen mächtige Sandsteinmassen nieder.

Die Toten

September

28. Herr Rektor Ignatz Blümel, 65 J., Breslau.
Herr Fabrikbesitzer Wilhelm Schärff, Brieg.

29. Herr Professor Dr. Franz Skutsch, Breslau.

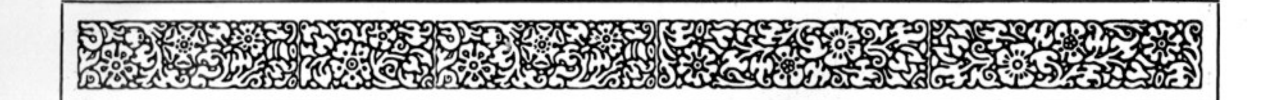
30. Herr Professor Dr. Holleck, Leobschütz.
Herr Kgl. Postdirektor a. D. Georg Drescher, 68 J., Breslau.

Oktober

1. Herr Kgl. Rittmeister a. D. Rudolf von Hamilton, 63 J., Breslau.
Herr Kgl. Hauptmann a. D. Richard Rojahn, Ober Bögendorf, Krs. Schweidnitz.

2. Herr Kgl. Geheimer Sanitätsrat Dr. Karl Pyrkosch, 81 J., Rybnik.

4. Herr Hauptmann Curt Scupin, 38 J., Neisse.



Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klaußmann (3. Fortsetzung)

„Nun ja, kommt Dir das so sonderbar vor? Wir gehen doch jedes Jahr auf Reisen; nur wird diesmal unsere Abwesenheit wahrscheinlich länger dauern als sonst. Wir werden wohl erst Ende des Herbstes zurückkehren. Wir gehen nach Ostende und dann für längere Zeit nach Berlin. Wir werden uns dort eine Wohnung mieten oder in irgend einem Pensionat Unterkunft finden und in den Kreisen unserer Verwandten und Bekannten verkehren."

Frau Kornke erwartete wahrscheinlich, daß Helene bei ihrer Mitteilung laut aufjauchzen oder doch Zeichen einer großen Freude geben werde. Als Helene schwieg, sah Frau Kornke sie prüfend an und sagte dann:

„Ich verstehe gar nicht, wie Du heute bist? Macht Dir denn das keine Freude?"

„Aufrichtig gesagt, nein!" antwortete Helene. „Der Sommer verspricht hübsch zu werden, und ich habe mich so sehr darauf gefreut, ihn hier in aller Ruhe verbringen zu können. Ich habe mich wirklich darauf gefreut, mit Papa den ganzen Sommer über zusammen zu sein."

Kornke konnte sich nicht enthalten, zärtlich die Hand der Tochter zu streicheln, und wahrscheinlich wollte er in diesem Augenblick auch eine Bemerkung machen, als ihn ein ernster Blick seiner Frau traf. Er widmete sich daher eifrig der Kaffeetasse, ohne ein Wort zu sagen.

„Ich verstehe Dich nicht, Helene," sagte Frau Kornke. „Ich sehne mich geradezu heraus aus dieser flachen Gegend, in der es nichts gibt als Industrie, Rauch und Staub. Kaum die Sonne kann man tagsüber sehen vor den Rauchwolken, die den Horizont verfinstern. Nicht ein vernünftiges Wort kann man hier außerhalb des Hauses mit irgend einem Menschen sprechen. Kein Konzert, kein Theater, keine Kunst, kein Vergnügen besserer Art wird uns geboten, und Du fühlst Dich wohl hier?"

„Warum soll ich lügen, Mama?" erklärte Helene. „Ja, ich fühle mich außerordentlich wohl. Wir haben hier unsere Behaglichkeit, unser glückliches, schönes Familienleben, und das alles sollen wir aufgeben, um in der Welt herumzufahren, monatelang nicht zu Hause zu sein, mit Menschen zu verkehren, die wir nicht kennen, und an deren Gesellschaft uns nichts liegt, in Hotels zu wohnen, wo man trotz aller Vorzüge die Ruhe und Behaglichkeit doch entbehrt? Wirklich, Mama, Du hast mir mit Deiner Mitteilung, daß wir auf so lange Zeit verreisen wollen, keine Freude gemacht."

Helene wußte natürlich nicht, welche Unterredung vorher zwischen Vater und Mutter stattgefunden hatte; deshalb verstand sie es garnicht, weshalb Frau Kornke sehr böse wurde und in ziemlich heftigem Tone sagte: „Es war immer meine Meinung, daß es grundfalsch war, Dich auf die Erziehungsanstalt nach Droyssig zu geben; dort bist Du vollständig vermuckert und verbauert. Du hast gar keine höheren Interessen! Du bist zufrieden, Dich in den niedrigsten Lebenssphären zu bewegen, und an geistigen Genüssen gewinnst Du anscheinend gar keinen Gefallen. Es ist traurig, wenn man solch eine Tochter hat, aber wenn Du auch mit Gewalt zu Hause sitzen willst und hier zu versauern und zu verbauern gedenkst, so kenne ich doch meine Pflicht als Mutter. Wir werden auf Reisen gehen und zwar in erster Linie um Deinetwillen."

„Um meinetwillen?" fragte Helene erstaunt. „Ich habe ja nicht den geringsten Wunsch geäußert, unser behagliches Heim zu verlassen!"

„Weil Du eine Törin bist!" rief, noch immer gereizt, die Mutter. „Du scheinst zu vergessen, daß es der Beruf jedes Mädchens ist, zu heiraten, und daß auch Du daran denken mußt, unter die Haube zu kommen. Ebenso wird es Dir klar sein, daß sich hier passende Bewerber für Deine Hand nicht finden. Diese Verhältnisse sind zu bedauern; aber es ist nicht nötig, daß Du und wir darunter leiden. Es geht auch tausend anderen vermögenden Familien so, daß sie in irgend einer Einöde sitzen, in welcher passende Freier für die Töchter nicht zu haben sind. Dann gehen diese Familien eben auf Reisen und finden mit Sicherheit einen Schwiegersohn und Mann für die Töchter, ganz nach ihrem Wunsche."

„Auf den Heiratsmarkt soll ich also gebracht werden?" entgegnete Helene.

„Wenn Du es so nennen willst," fuhr Frau Kornke mit zornfunkelnden Augen fort, „dann muß ich das Deinem Geschmack überlassen. Ich glaube aber, der Respekt vor Deiner Mutter sollte Dich vor derartigen Aeußerungen bewahren. Welche Rolle weist Du mir denn mit der Bemerkung zu, daß Du auf den Heiratsmarkt gebracht wirst? Vergißt Du denn ganz

und gar, daß es meine Mutterpflicht ist, die ich erfülle, wenn ich Dich in die Welt einführe und dafür sorge, daß Du nicht eine alte Jungfer bleibst. Weißt Du, was es heißt, unverheiratet zu Hause zu bleiben, noch dazu, wenn man in einer Gegend lebt, wie die unsrige es ist? Weißt Du, was es bedeutet für ein altes Mädchen, allein zu sein, wenn einmal die Eltern gestorben sind? Du kannst es nicht wissen, aber ich weiß es; denn ich habe die Lebenserfahrung für mich, und ich halte es für meine Mutterpflicht, für Dich zu sorgen."

Begütigend legte Helene ihre Hand auf die ihrer Mutter und sagte:

„Aber Mama, es ist doch nicht der geringste Grund für Dich vorhanden, Dich derartig aufzuregen. Glaube mir, ich war weit entfernt davon, Dich beleidigen zu wollen. Du weißt, wie herzlich lieb ich Dich habe, und daß ich lieber sterben wollte, als Dir wehe tun und Dich absichtlich kränken. Die Bemerkung vom Heiratsmarkt sollte humoristisch sein. Du wirst sie mir doch nicht etwa übel genommen haben?"

„Es ist schlimm genug, daß Du humoristische Bemerkungen machst, wenn man über ernste Sachen spricht," erwiderte Frau Kornke, die sich diesmal nicht so leicht beruhigen ließ.

Zum Glück hatte Kornke seine Tasse Kaffee geleert, und da er wohl eine Fortsetzung des Gesprächs nicht wünschte, auch wohl einsah, wie angenehm es Helene sein müßte, wenn diesem peinlichen Frühstück ein Ende gemacht würde, erhob er sich und sagte:

„Komm einmal mit mir, Helene, in mein Arbeitszimmer, ich will Dir ein Buch geben, das mir vorgestern aus der Buchhandlung zugeschickt wurde, und das Du einmal durchlesen kannst."

„Du entschuldigst mich, Mama," bat Helene und folgte dem Vater. Als sie in dem Arbeitszimmer waren, sagte Kornke zu der Tochter:

„Ich wollte nur alle Weiterungen verhindern. Mama ist heute außerordentlich erregt. Es wird Dir nichts helfen, Helenchen, Du wirst doch mitreisen müssen, und Mama meint es ja wirklich gut mit Dir!"

Helene schüttelte den Kopf.

„Das ist ja möglich, lieber Papa," antwortete sie, „aber es ist mir wirklich sehr unangenehm, wieder auf Monate das Haus zu verlassen. Ich bin nun einmal eine Hausunke und fühle mich am wohlsten in den vier Pfählen."

„Das macht Dir ja sonst alle Ehre, mein Töchterchen," entgegnete Kornke, die Wangen Helenes streichelnd, „aber diesmal wirst Du Dich wohl fügen müssen. Hier, nimm das Buch, geh auf Dein Zimmer und laß Dich Vormittag nicht sehen, dann wird sich Mamas Groll beruhigen. Du weißt, sie bleibt stundenlang in schlechter Stimmung und sucht immer wieder Streit, wenn sie erst einmal, noch dazu schon in so früher Morgenstunde, glaubt, verletzt worden zu sein."

Helene küßte den Vater. Dann ging sie mit dem Buche, einer modernen, eben erschienenen Anthologie, die der Vater für sie hatte kommen lassen, nach ihrem Zimmer und schloß sich dort ein.

Dieses Zimmer war sehr geschmackvoll möbliert, und die kleinen Wanddekorationen, die nach dem eigenen Geschmack der Zimmerinhaberin angebracht waren, bewiesen, daß Helene keineswegs ohne Verständnis für Kunst war. Entsprechend dem Charakter dieses liebenswürdigen, jungen Mädchens waren die Dekorationen einfach, bescheiden und doch in der Gesamtwirkung wohltuend und freundlich. Ihr Zimmer mit dem daranstoßenden Schlafkabinett war für Helene, die so viel Anlage zur Häuslichkeit hatte, wirklich der liebste Platz in der ganzen Welt, und mit Schrecken dachte sie daran, daß sie beides für Monate wieder mit fremden Räumen auf der Reise vertauschen müsse.

Es mußte aber wohl auch noch etwas anderes in Helenes Innern vorgehen, was sie veranlaßte, eine halbe Stunde lang regungslos auf einem Fleck zu sitzen und auf das helle Muster des Teppichs zu sehen, der unter ihren Füßen lag. So nahe konnte ihr doch die Trennung von ihrem Jungfernstübchen nicht gehen.

Sie dachte auch jetzt gar nicht an ihr Zimmer und an die Reise. Sie dachte daran, daß sie anscheinend niemals mehr einen gewissen Jemand wiedersehen werde, dem sie schon seit Jahren so gern begegnet wäre. In den nächsten Tagen sollte Karl Siegner nach Hause kommen, und Helene hatte sich wirklich zeitweise darauf gefreut, den jungen Mann wiederzusehen. Er war bis zu ihrem zwölften Jahre ihr vertauter Spielgenosse gewesen, obgleich in jenen Jahren die Kinder nur zusammen kamen, wenn Karl als Gymnasiast in den Ferien zu Hause war. Dann war das Wiedersehen immer seltener geworden. Zwischen dem jungen Mädchen und dem Studenten war die frühere, kindliche Vertraulichkeit geschwunden. Sie sahen sich nur flüchtig, ja, in den letzten Jahren garnicht; denn wenn Karl in den Ferien zu Hause war, hatte zwar auch Helene Ferien, aber sie war mit ihrer Mutter stets auf Reisen gewesen. Von Karl erfuhr Helene nur etwas durch die Erzählungen seiner Schwestern. Sie hatte Karl wie einen Bruder, wie einen lieben Freund betrachtet, und es blieb eine Lücke in Helenes Innern unausgefüllt, weil sie nicht Gelegenheit hatte, den Jugendgespielen

wiederzusehen. Jetzt endlich hatte sie gehofft, ihm wieder zu begegnen, einige Zeit mit ihm zusammen zu sein; denn sie wußte, daß er nach bestandenem Doktorexamen nach Hause kommen würde. Mit welchem Stolz sie das erfüllte, daß Karl alle Hoffnungen gerechtfertigt hatte, die sein Vater und seine Bekannten auf ihn gesetzt hatten! Sie glaubte sich berechtigt zu diesem Stolze. War sie nicht so gut wie seine Schwester, wenn auch nicht die Blutsverwandtschaft sie verband? Und nun sollte aus der Begegnung wieder nichts werden. Die Mutter zog sie in ihrer Ruhelosigkeit schon wieder aus dem Hause und zwar auf Monate!

Jähe Röte und Blässe wechselten auf dem Gesicht Helenes, als sie daran dachte, daß die Mutter sie in die Welt hinausführen wollte, um sie dort zu verheiraten. Eine Art Schauder überlief sie bei dem Gedanken, daß sie irgend einen Herrn von der Reisebekanntschaft heiraten sollte. Sie hatte noch nie an das Heiraten gedacht; sie hatte, wie jedes junge Mädchen, sich manchmal daran erinnert, daß sie eine Zukunft vor sich habe, und vielleicht sogar Träume gehabt, in denen sie sich an der Seite eines Mannes gedacht hatte. Dieser Mann aber war kein Fremder, sondern eine ihr sehr wohlbekannte Persönlichkeit. Diese Träume aber waren nie zu vollständigen Plänen ausgereift, und mit einer gewissen mädchenhaften Scheu hütete sich Helene, sich ihr zukünftiges Eheglück auszumalen und sich die Persönlichkeit ihres zukünftigen Gatten in Gedanken sicher zu konstruieren.

Helene stand auf und ging noch einmal an die Stubentür, um sich zu vergewissern, daß sie verschlossen war. Dann öffnete sie den kleinen Damenschreibtisch, der in ihrem Zimmer stand, und holte aus einer seiner Schubladen ein eisernes Kästchen hervor, das sie mit einem besonderen Schlüssel ihres Bundes öffnete. In diesem Kästchen lagen Briefe von Freundinnen aus der Erziehungsanstalt, Briefe, in denen sich die jungen Mädchen ewige Freundschaft geschworen hatten, um schon nach Wochen oder Monaten jeden weiteren Briefwechsel zu unterlassen, und sich nur noch hin und wieder der Freundin, die man einst vergötterte, zu erinnern. Photographien fanden sich zwischen vertrockneten Blumen und kleinen Andenken wertvoller und wertloser Art. Helene suchte eine Photogrophie heraus und betrachtete sie lange. Die Photographie stellte einen Studenten mit der bunten Kouleurmütze dar, und es war ein frisches, kluges Gesicht mit energischen Zügen, welches aus dem Bilde herausblickte. Helene wandte die Photographie um, so daß die Rückseite vor ihre Augen kam, und las die Aufschrift, die sie schon so oft gelesen:

„Seiner lieben Jugendgespielin und Freundin, Fräulein Helene, zur freundlichen Erinnerung. Karl Siegner."

Wie hatte sie sich gefreut, als sie bei einer Rückkehr von der Reise von Emma, der Schwester Karls, die Photographie erhalten hatte. Wie wohl hatte es Helene getan, als Emma ihr erzählte, Karl habe immer und immer wieder nach ihr gefragt und wiederholt sein Bedauern geäußert, daß er sie nicht wiedersehen könne.

Gerade in letzter Zeit, nachdem Helene erfahren hatte, daß der Jugendfreund für einige Zeit nach Hause komme und daß er sie nun sicher sehen würde, hatte sie oft sein Bild betrachtet. Sie freute sich auf das Wiedersehen, und doch befiel sie jedesmal eine gewisse Angst, wenn sie daran dachte, daß sie ihm gegenüber stehen würde.

Wenn sie ihm nun nicht gefiel? Er hatte sie seit Jahren nicht gesehen. Vielleicht hatte sie sich für seinen Geschmack in ihrem Aeußeren keineswegs verbessert? Sie fühlte, wie wehe es ihr tun würde, wenn sie an dem Gesicht Karls bei seinem ersten Wiedersehen bemerken würde, daß er sich enttäuscht fühle.

Und nun sollte sie ihn doch nicht wiedersehen? Nun wollte die Mutter sie wirklich wie eine Sklavin auf den Markt hinausschleppen, um sie an einen fremden Mann zu fesseln, bei dessen Wahl nicht Neigung und Vorzüge des Geistes und Herzens, sondern nur Vermögen und Stellung maßgebend sein sollten?

III

Die Abenddämmerung senkt sich nieder auf den östlichen Teil der norddeutschen Tiefebene. Die Eisenbahnstrecke auf dem rechten Oderufer von Breslau nach Oberschlesien nimmt ihren Weg durch meilenlange Wälder, die kaum unterbrochen sind durch große Aushiebe, durch Städte, die deutschem Gewerbefleiß ihr Bestehen verdanken. Weit auseinander liegen die Stationen. Die zur Rüste gehende Sonne beleuchtet die wogenden Kornähren, dort, wo die weiten Ackerplätze großer Güter den geschlossenen Wald unterbrechen. Buchweizenfelder und Kartoffeläcker wechseln ab mit dunklem Tannenwalde und kleinen Schlägen junger Eichen.

Allerlei Volk in bunter Tracht drängt sich auf den kleinen Bahnhöfen bei der An- und Abfahrt des Zuges. Die Männer dieser oberschlesischen Agrarbezirke sind meist in weiße, bis zum Knöchel reichende, paletotartige Friesröcke gekleidet, an denen die bunten Verzierungen und Vorstöße an Kragen, Aufschlägen, Seitentaschen und Klappen die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Dorfe oder einem Stadtbezirk bezeichnen. Der schwarze, breitkrempige,

kegelförmig zulaufende Spitzhut aus grobem Filz oder neben ihm, trotz des Hochsommers, die schwarzen „Barankenmützen“ aus Lammfell bilden ebenso wie drüben in Galizien und Oesterreich-Schlesien schon hier im Grenzdistrikt die obligatorische Kopfbedeckung des Bauern. Bunter noch ist die Tracht der Frauen, die wir schon bei Schilderung des Bergfestes kennen gelernt haben.

Die Sonne, die noch goldig strahlte, als sie ungefähr vierzig Höhengrade über dem Horizont stand, wird jetzt rot, und ein grauer Dunst legt sich um ihren feurigen, immer größer erscheinenden Ball. Das ist der Rauch der Industriegegend, der sich jetzt der Personenzug in eiligem Laufe nähert. Kein Hügel, kein großer Flußlauf hält diesen Zug auf, seinen Weg durch die Tiefebene zu nehmen, die sich von den Karpathen bis zur Ostsee erstreckt.

Schon aber ändert sich die Szenerie. Zur Rechten und Linken der Bahn bildeten bisher die hochragenden Holzkreuze mit der blechernen Figur des gekreuzigten Heilands, die kleinen Bildstöcke aus Mauerwerk mit ausgemalten Nischen, in denen die Statuen der Gottesmutter mit dem Jesuskinde stehen, in der Einförmigkeit der Getreidefelder die einzige Abwechslung. Jetzt steigen vereinzelte Fabrikschornsteine auf, wie die Masten riesiger Schiffe. Zur Rechten und Linken der Eisenbahn qualmt weißer, beißender, stickender Dampf, der schwefelhaltige Rauch der Kalkbrennöfen, die meilenlang die Bahn auf beiden Seiten begleiten. Die Fabrikschornsteine mehren sich. Zu Dutzenden stehen sie nebeneinander. Rauch quillt aus ihnen, flatternden Fahnen gleich, und dunkle, gewaltige Rauchmassen, die am fernen Horizont aufsteigen, verraten das Vorhandensein großer Eisenhütten oder Zinkhüttenanlagen. Rasch aufeinander folgen die Stationen; größer wird der Andrang der Reisenden, die mit geringer Ausnahme die vierte Wagenklasse benutzen. Die Tracht des agrarischen Oberschlesiens verschwindet, wenigstens bei den Männern. Dunkle Tuchröcke und die der Artilleriemütze ähnliche Bergmannsmütze tauchen auf.

Der Zug ist außerordentlich stark besetzt; hält er doch an Dörfern von 40 000 bis 50 000 Einwohnern, an Städten mit 60 000 Einwohnern; und diese liegen dicht hintereinander.

Die Nacht bricht herein, früher, als an andern Orten um diese Zeit. Die leuchtenden Tinten des westlichen Himmels, den sonst das Abendrot verklärt, sind nicht zu sehen vor den sich ballenden Rauchwolken. Aber an Stelle dieses unsichtbaren Abendrotes im Westen flammt es im Osten, Norden und Süden auf wie Nordlichtschein. Eine gewaltige Helle umsäumt den Horizont. Gelblicher Schein steigert sich zu brennendem Rot. Feuergarben schießen am Horizont empor. Das ist das nächtliche Leuchten der gewaltigen Industrie-Etablissements der Hüttenwerke und Ziegelbrennereien, der Chamottefabriken, der Silber- und Bleihütten, der Hoch- und Puddelöfen und der gewaltigen Zinkhüttenanlagen. Eine Riesen-Illumination zu Ehren der Industrie, des ununterbrochenen, rastlosen Schaffens, des Fleißes der Bevölkerung, welche die Schätze nicht nur dem Boden abringt, sondern sie auch verhüttet und verarbeitet, ist dieses gewaltige Flammen des ganzen Horizontes, das den Beschauer, der es zum erstenmal sieht, mit Bewunderung und doch mit Grauen erfüllt; denn es scheint ihm, als sei der Weltenbrand ausgebrochen, von dem die nordische Göttersage berichtet. —

Am Fenster eines Wagen-Abteils zweiter Klasse stand Dr. jur. Karl Siegner und blickte hinaus auf Erde und Himmel, auf die nahen Hüttenwerke und den flammenden Horizont.

Die Heimat grüßte ihn! Die Heimat, der er so lange fern gewesen. Karl Siegner war im Wagen-Abteil allein und konnte ungestört seinen Gedanken nachhängen. Sein etwas blasses, angenehmes Gesicht zeigte allerdings die tiefe Falte zwischen den Augenbrauen, wie sie sich beim Vater fand, und um Kinn und Mund hatte Karl denselben Zug von Energie, gemildert durch die Jugend und einige Züge aus dem sanften Gesicht der Mutter. Dunkles, volles, gekräuseltes Haar und ein kleiner, wohlgepflegter, dunkler Schnurrbart gaben seinem Gesicht etwas Keckes und Künstlerhaftes.

Zwischen Schornsteinen, aus denen meterhohe Flammen schlugen und ein ununterbrochener Funkenregen stob, an Werken vorbei, aus denen das Dröhnen der Dampfhämmer, das Klingen und Singen des Eisens auf Ambossen, der schwere Schlag der Fallwerke, das Stöhnen und Aechzen der Maschinen, das Zischen des Dampfes und das Rollen von Karren auf eisernen Schienen und eisernen Platten drang, weit übertönend das Gerassel des fahrenden Zuges, ging es dahin.

Karl suchte sein Gepäck zusammen und stellte es fertig auf den Sitz, um es beim Aussteigen bei der Hand zu haben. Mit dreimaligem scharfen Pfiff gab die Lokomotive das Zeichen zum Bremsen, und der Maschinenführer ließ es zeitiger als sonst ertönen; denn der schwere Zug war nicht so leicht zum Halten zu bringen, trotzdem er auf ebener Strecke fuhr.

(Fortsetzung folgt)



Zum 50. Geburtstage Gerhart Hauptmanns

Von Fritz Seger in Schmargendorf

Ehe dem in der ganzen, weiten Welt verehrten Dichter die Glückwunschtelegramme aus allen Windrichtungen ins Haus schneien, ehe die Gratulanten mit ihren Blumen und Lorbeerkränzen, Widmungen und allerhand Festgaben seine Zimmer füllen, — im Frührotschimmer möchte ich Frauen, Männer und Kinder aus allen Ortschaften des heimatlichen Schlesiens vor sein Fenster führen, und wenn nach schweigsamer, nächtlicher Wanderung die gelbe Novembersonne über die Berge lugt, ein Danklied anstimmen. Ein Lied für großen Chor sollte erschallen, das dem höchsten Gotte dankt für den Segen, der in unserer Sprache ruht, und das dem Dichter zujubelt, der in seinem Namen diesen teuersten Besitz und Ausdruck unseres Geistes verwaltet und zu neuen Ehren gebracht hat.

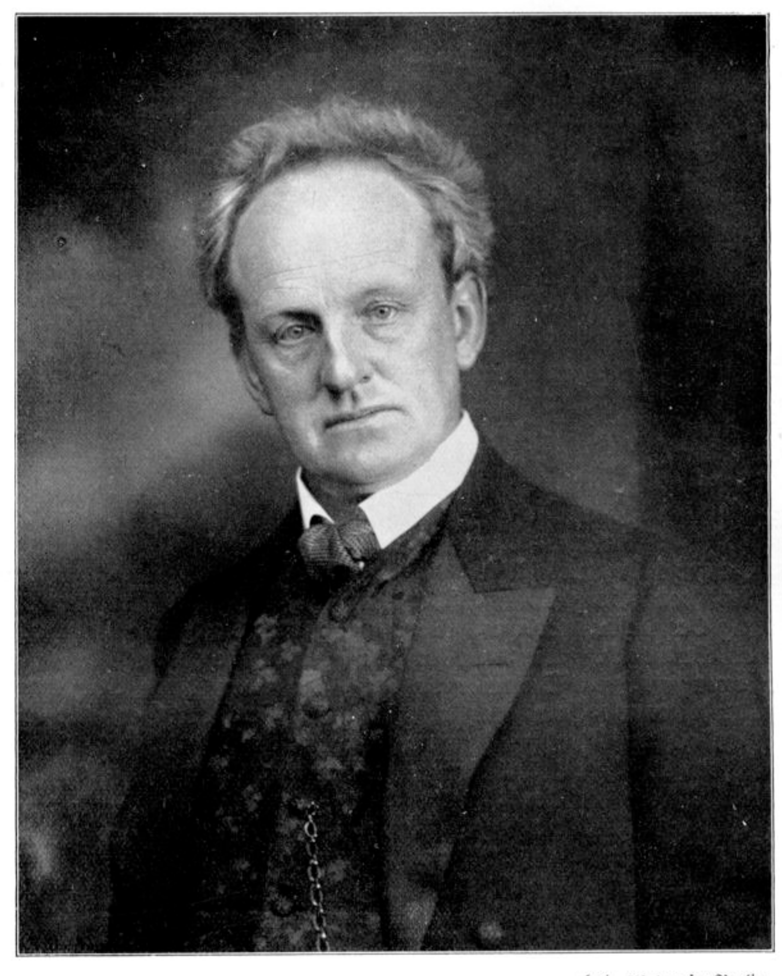
Mag immerhin der Dichter bei seiner Arbeit aus der engeren Heimat hinauswachsen, so daß die gesamte Menschheit an seiner Gabe und seiner Größe teil nimmt, man wird doch nirgends vergessen, welchem Boden er entsprossen ist, und von allem Ruhm, den die Welt ihm gibt, wird ein Teil seinem Vater- und Mutterlande zufallen. Und mit Recht. Denn tiefer und offensichtlicher als auf die hohen Geister der Tat und der Wissenschaft wirkt die landschaftliche und gesellschaftliche Umgebung auf den Dichter. Und gerade Hauptmann ist leicht erkenntlich als Sohn der schlesischen Berge, ist ein Mann aus dem festgewurzelten Volke, nicht wie Eichendorff, der köstliche Liedersänger, Holtei, Sallet, Strachwitz und die meisten andern schlesischen Berühmtheiten bis zu Logau aus weniger boden-, als reichsständigem Geschlechte entsprossen. Seit Jahrhunderten ist keiner unter all den schlesischen Dichtern, der so wie Gerhart Hauptmann große, weithinklingende Werke aus dem heimatlichen Lande und Volke heraus geschaffen, der so wie er das kulturelle Ansehen Schlesiens vor aller Welt gehoben hat. Aus den alten westlichen und südlichen Provinzen, wo eine hohe Kultur schon seit den Römerzeiten heimisch ist, sah man gewohnheitsmäßig mit lächelnder Ueberhebung nach dem Grenzlande im Osten und fabelte in seiner Unbildung und Einbildung von polnischer Rückständigkeit und Roheit. Nun, die vielen gewichtigen Stimmen in Wien, Berlin und München und in fremdsprachlichen Bildungszentren wie Paris, Boston, Oxford, die Hauptmann zum gewaltigsten deutschen Dichter ausriefen, in ihm den Vollender Ibsens, den Gipfel der europäischen Dramatik schlechthin erkannten, werden wohl mitgewirkt haben, solche absurden, aber doch lästigen Meinungen über unser Heimatland zu zerstören.

Selten ist ein Dichter so leicht, so schnell zu Weltruhm gelangt wie Gerhart Hauptmann. Doch daß die große, im Grunde kunstfremde, nur der Mode nachlaufende Menge ihn sogleich zum Meister erkoren und auf ihren Schild gehoben, ist nicht wahr. Das ist Erfindung seiner

Widersacher. An denen fehlte es ihm nie. Die Eklektiker aller Schattierungen fühlten sich durch die neue Kraft in ihrem Glauben und in ihrem Besitzstande bedroht und gingen mit ihrem großen Gefolge scharf gegen ihn vor. Ebenso natürlich war es, daß die Rationalisten der Kritik besonders scharfe Waffen liefern konnten; denn Hauptmann ist nichts weniger als ein Rationalist. Er hätte es auch wahrscheinlich in keiner exakten Wissenschaft, wie etwa der Jurisprudenz, weit gebracht. Dem nachrechnenden Verstande, für den Kunst eigentlich mit dem Begriff Ordnung zusammenfällt, und der sein Schönheitsideal endlich in der mathematischen Gleichung erkennen sollte, bietet Hauptmann, der seine Werke wie die überall irrationale Natur zeugt, sehr gern Angriffspunkte. Was all diesen Leuten, die Hauptmanns führende Stellung in der Literatur bestreiten wollten, fehlte, war, daß sie aus ihren Kreisen heraus kein Genie an seine Stelle zu setzen vermochten. Darum konnten sie wenig Ehre mit ihren Angriffen ernten, und sie müssen ihn nun als großen Mann gelten lassen, so schmerzhaft das für die eigene Eitelkeit ist, und können nur, und auch das ganz hoffnungslos, Einzelheiten aus seinem Werke herausgreifen und Unwesentliches tadeln. Es gab und gibt aber in Deutschland nur eine einzige literarische Partei, die ein zweifelloses Recht hatte und hat, gegen Hauptmanns Dichtung Front zu machen. Und die hat keinen Rückhalt, weder bei Behörden, noch bei den Machern der öffentlichen Meinung. Nur eine so kampftüchtige und gänzlich anders geartete Natur wie die Stephan Georges und die wenigen seiner Jünger, die mit bewundernswerter Selbstlosigkeit seine Sache zu ihrer eigenen machten, mit heroischem Eifer die Person der Idee unterwarfen, nur diese Männer besitzen noch heute das moralische Recht, Gerhart Hauptmann zu verkennen. Auch vom Dichter der Iphigenie durfte man nicht fordern, daß er die Räuber und den Ardinghello liebe. Daß zwei so gegensätzliche Meister von genialer Kraft fast gleichzeitig auftauchten, ist ein Glück für unser geistiges Leben geworden. Wir haben in ihrem Wettstreit von keinen Niederlagen zu berichten, so viel der Siege erfochten wurden. Hat sich George als die großartigste Kampfnatur unserer Tage erwiesen, dessen erzieherische Macht alle Kreise bis hinauf zu den Männern am Staatsruder durchdringt, so Gerhart Hauptmann als der gestaltenreichste Künstler, als eine Phantasie, aus der Lebendiges quillt, sobald sie sich regt, die Menschen bildet, so wahr in Herz und Seele, Bein und Fleisch, daß wir sie fühlen, umspannen, begreifen, wie uns selbst — nicht nur wie die Schatten, die draußen auf der Straße wandern, nein, wie uns selbst.

Die Wirklichkeit zu suchen, wie sie Shakespeare gab, samt der Kraft, sie zu ertragen, darauf laufen, wie gerade aus dem Kreise Georges in dem erkenntnisreichen Buche Friedrich Gundolfs „Shakespeare und der deutsche Geist" betont wird, alle künstlerischen Bemühungen des 19. Jahrhunderts hinaus. Aber was ist Wirklichkeit —? Eine philosophische, eine metaphysische Frage — doch wenn sie das Herz entscheiden darf, so ist Wirklichkeit Empfindung. Empfindung allein schafft Wirklichkeit; nur wo Empfindung herrscht, ist Wirklichkeit. Ich glaube sogar, daß die wahrhaftigsten Philosophen, die in der Sprache unseres Tages gesprochen haben, hierin dem Urteil des menschlichen Herzens beistimmen. Wenn ich nun an Hauptmanns Dichtungen die Wirklichkeit preise, von der sie erfüllt sind, so meine ich nicht eine äußerliche des Kostüms, sondern eben die der Empfindung. Es ist nicht seine Art, ein Kunstwerk aufzubauen, das harmonisch ist in sich selbst, aber über und außer uns und unserem Sorgen- und Freudenkreise steht, wie der Olymp der Griechen, und eigentlich aus einer anderen Welt zu kommen scheint, als die ist, die wir lieben und erleiden. Von keinem göttlichen Jenseits fabelt seine Dichtkunst, auch nicht, wo sie in die Wunderwälder der Romantik abschweift, keinen Glauben fordert sie als den an diese göttliche Erde, an unsere himmlische Sonne und an das Engelreich der gütigen Seele. Seine höchste Schönheit ist irdischer Art, das heißt menschlicher Art, das heißt herzliche Empfindung.

Man sehe sich die Gestaltengruppe irgend eines seiner Meisterdramen an und erkenne, wie sie alle das Zeichen ihres gemeinsamen gleichzeitigen Ursprungs tragen, wie die dramatischen Personen jedes Stückes mit ihren Seelen noch mit einander verwachsen sind. Was als höchste künstlerische Technik erscheint, die großartige Geschlossenheit der Hauptmannschen Dramen, ist doch nichts als allseitige Durchdrungenheit von der mächtigen Grundempfindung, aus der das Drama hervorwuchs. Hier wurden nicht Menschentypen aus der Außenwelt herbeigeholt und zu reizvoller Buntheit künstlich zusammengereiht, hier war überall die lebendige Empfindung Meister über die Gestalt und ihr Schicksal. In der Reinheit dieser Gruppenverhältnisse liegt wohl die eigentümlichste Schönheit der Hauptmannschen Kunst. Es steht hiermit in Verbindung, es ist gerade durch die besondere Gewalt seiner Phantasie bedingt, daß Hauptmann weniger glücklich ist, wenn er ein großes Weltbild aufrollen will, als wenn er nur das Innere eines Hauses, eine



phot. Bieber in Berlin

Gerhart Hauptmann
(Neueste Aufnahme)

Dorfstraße oder einen kargen Seestrand in seinen Rahmen spannt. Die meisten seiner Dramen, wie „Das Friedensfest", „Einsame Menschen", „Rose Berndt", sind, äußerlich betrachtet, nur wie kleine Familienbilder, innerlich freilich erfüllt von der Ewigkeits-Musik der Weltseele.

Aber wie Hauptmann älter wurde und seine Lebenserfahrung sich weitete, spannte er auch seine Kraft weiter aus, und wir sehen in den „Ratten" das dunkle Gewimmel der Millionenstadt, eingefangen in den Klatsch einer knarrenden, kreischenden Hintertreppe, sehen ein jämmerliches Frauenschicksal ausgebaut zum grausigen Symbol für die fruchtlosen Wehen der gesamten, im meilenweiten Gemäuer zerquälten Natur. Die Unfruchtbarkeit der Pflaster- und Mauersteine erhebt ihren Notschrei. Das Kindverlangen der Natur wird zum Verbrechen in dieser künstlichen Steinwelt. In den Schatten dieses Verbrechens hinein ziehen die Gestalten des Dramas, wie der Ex-Theaterdirektor Hassenreuter, der Kunstfälscher mit seiner prahlenden Pose, und die ehrlos gewordene „Gräfin" in ihrem entsetzlichen Verfall, die ganze Großstadtbevölkerung; sie knoten die Fäden zusammen, die aus den Höhlen der Ratten und Mörder zu den Palästen der Reichen und Mächtigen führen.

Ich lege hiermit dem Drama keine Tendenz unter, ich gebe ihm nur eine Deutung, mit der sich darin ein jeder in allen seinen Gängen zurechtfinden kann. Der Dichter hat nirgends eine Absicht verraten, mit diesem Drama der Großstadt eine Belehrung zu geben. Ihn hat es gereizt, zu bilden und nicht zu deuten. Hauptmann ist kein Deuter, vielleicht weil er zu sehr Künstler ist. Man tut unrecht, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Wer lebendige Dichtung schaffen kann, hat nicht nötig, mit geistvollen Anmerkungen zur Tages- und Weltgeschichte zu paradieren. Er offenbart sich in Gleichnissen. Wer Ohren hat zu hören, der höre. Wer belehrenden Geist bei ihm vermißt, der sehe zu, ob es ihm nicht selbst an begreifendem mangelt.

Nicht aus Studien und Analysen, nicht aus sinnigen Betrachtungen und Aufzeichnungen entsteht eine solche Dichtung. Aber Hauptmann

mag oft, wenn er durch die Straßen und Gesellschaften Berlins ging — ungern tut er's — die Fruchtlosigkeit dieses Hastens, das Elend dieses vertanenen Aufwands an Pracht und Kraft empfunden haben, — so wie andere auch tun — so oft, so tief schmerzlich, bis sich einmal diese ganze Not in dem Bilde des armen Weibes einte, das sich und ihrem Manne mit Sparsinn und Fleiß in einer fürchterlichen Mietskaserne eine schmucke Wohnstube putzt und sich doch trotz aller Liebe und allem Eifer keine Heimat gründen, ihrer und des Mannes Arbeit keinen Segen abgewinnen kann, weil sie betrogen ist um ihr bestes Glück, um ihr Recht auf Mutterschaft. Einem zugewanderten Polenmädchen handelt sie das unwillkommene Kind ab und möchte es als ihr eigenes großziehen, in die Ehe schmuggeln. Hierin, gerade in diesem Keim- und Kernpunkt der dramatischen Geschehnisse, spiegelt sich das häßlichste Erzeugnis der Großstadtluft, der schlimmste Schädling des echten Lebens, aller wahren Kultur: das Surrogat. Wie man sich statt mit Naturerzeugnissen durch künstliche Ersatzstoffe ernährt, wie man Grammophone aufstellt, statt sich an echter Musik zu freuen, so wird hier das fremde Dirnenkind angenommen, das alle Leidenschaft des Mutterinstinktes an sich zieht. Die Frau verschwendet die ganze Kraft ihrer Natur an das Kind, daß es ihr eigenes werde. Und es gelingt ihr wohl, sich selbst zu belügen und die echte Mutter aus der Welt zu schaffen, doch wie könnte ihr daraus Heil kommen? — Irgendwo, unterm Bewußtsein, dämmert noch trotz aller Verblendung der Seele die Wahrheit, die Erkenntnis, daß nur draußen, außerhalb der Mauern, wo weiche Erde und ein Himmel darüber ist, des Menschen Heimat liegt. Der Fliederzweig und das Hufeisen von der Landstraße, die der zum Mörder gewordene Bruder der Schwester zum Abschied ins Zimmer bringt, zeigt es gerade im düstersten Moment des Dramas, was diesen Leuten fehlt, warum sie so elend verkommen, wohin sie ihr Herz weist, ohne daß sie es verstehen.

Ich habe dies eine Drama nicht nur darum besonders hervorgehoben, weil es Hauptmanns letztes ist. Ich glaube auch nicht, daß sich an diesem Werk leichter als an anderen die Eigentümlichkeit und Meisterschaft des Dichters nachweisen ließe. Mir ist vielmehr aufgefallen, wie schwer es selbst alten Verehrern des Dichters wurde, diese Arbeit recht zu würdigen. Unter diesen gibt's viele, die mit seinem Wachstum nicht Schritt halten konnten, und die sich über jedes neue Werk ärgern, weil es nicht so ist wie dies oder jenes frühere, von dem sie zufällig gerade den stärksten Eindruck empfangen hatten. Besser noch als der Kleinmut solcher Freunde, die nur immer mit Sehnsucht nach vergangenen Tagen und Taten schauen und die Notwendigkeit der Wandlung nicht anerkennen wollen, besser noch ist der Unmut, dem nichts genügt. Es ist gewiß nicht alles gleichmäßig und rund und süß ausgereift, was in Hauptmanns gesammelten Werken steht, aber es ist auch sicher alles aus einem kernigen, saftstrotzenden Stamme gewachsen. Und Samen hat seine Kunst ausgestreut über die ganze Erde. Man muß etwas in der modernen Weltliteratur Bescheid wissen, um die befruchtende Wirkung zu ermessen, die Hauptmann ausgeübt. Am meisten vielleicht haben die Russen von ihm gelernt, doch ich vergesse unsere eigenen neuen Dramatiker z. B. Schönherr. Woher hätte die Sprache von „Glaube und Heimat" kommen sollen, wenn nicht von Hauptmann? Man schaue in den „Florian Geyer", in dieses Kolosseum unter den Dramen, das schon manch ein Handwerker als Steinbruch und Kalkgrube benutzt hat, ob darin nicht all die deutsche Wucht und Kernigkeit lebendig ist, die man dem Salzburger Dichter nachrühmt. Doch den Gerhart Hauptmann brauchen Plagiate nicht zu kränken. Er hat es dazu, nach allen Seiten hin zu verschwenden.

Wenn er einmal auftaucht, was nicht oft geschieht, in einem der Literaturkreise Berlins, in einem Theaterfoyer z. B., von allen mit Freude erkannt, und wie ein heimlich Geliebter gegrüßt von den Frauen, mit Ehrfurcht betrachtet von den Männern, dann ist's, als träte ein unermeßlich Reicher unter die Armen im Spittel. Das herzliche Lächeln auf seinem Gesicht, dessen freundliche Helligkeit leider kein Bild wiedergibt, die freien Bewegungen seiner kräftigen Arme, die ganze große, durchseelte Gestalt, alles scheint das Verlangen auszudrücken, sich zu verschwenden. Es ist, als wollte er, als könnte er in die Taschen greifen und Näschereien und Schmuck und alles, was die Welt begehrt, ausstreuen in diese scheue Menge blasser Gesichter ringsum. Wie ein liebenswürdiger Verschwender steht er dann vor unseren Augen und Herzen, wie einer, dem es nie fehlen kann an Kraft, zu schenken und immer wieder zu schenken.

Möchte er noch lange sein Glück darin finden, uns neue Werke aufzubauen, lächelnd bei dem Dank der Verstehenden und lächelnd über der anderen Murren. Doch, wie er will. Er hat nicht mehr nötig, seinen Ruhm und Rang gegen neue Zeiten zu verteidigen. Mag er, wie der Schwan von Avon, aller Dichter mächtigster und stolzester, in seinem Alter tat, seinem Ariel die Freiheit schenken, in seinen Garten gehen und Rosen ziehen. Sein Leben war reich an Arbeit, und nur der Neid ahnt nicht, daß es

schwer und leidvoll war wie jedes, und wohl ist ihm ein ruhiger Abend zu gönnen, durch den sich Rosenkränze schlingen.

Als Hauptmann zuerst als Dichter auftrat, wurde er wie ein Erlöser begrüßt und von der begeisterten Jugend zum Führer erwählt. Die Mannesjahre führen einen jeden heraus aus dem großen Freundschaftskreise und in die Einsamkeit der gefestigten Persönlichkeit. Auf der Höhe seiner Kraft läßt die Welt den Mann allein stehen, vielleicht nur, weil er ihrer entbehren kann. Aber dann kommt wieder eine Zeit, wo die ratlose Welt den unabhängigen Meister aufsucht, — wenn das Greisentum ihn mit seiner mystischen Glorie umschlingt. Leicht kann es geschehen, daß noch einmal eine brausende Jugend sich um unseren Dichter schart und sein Wort auf ihr Panier, auf das Banner der Zukunft schreibt. Leicht kann es geschehen, daß wir noch einmal einen Wandel zu sehen meinen im Wesen der Hauptmannschen Kunst, einen Wandel, ein Wachstum . . . . Wer dürfte sagen, er kenne ihn, wisse, was seine Seele noch birgt an Geheimnissen, an Kräften, an Werken? Nur, daß wir sie liebend erwarten, das wissen wir, das dürfen wir sagen!

August Borsig und sein Werk

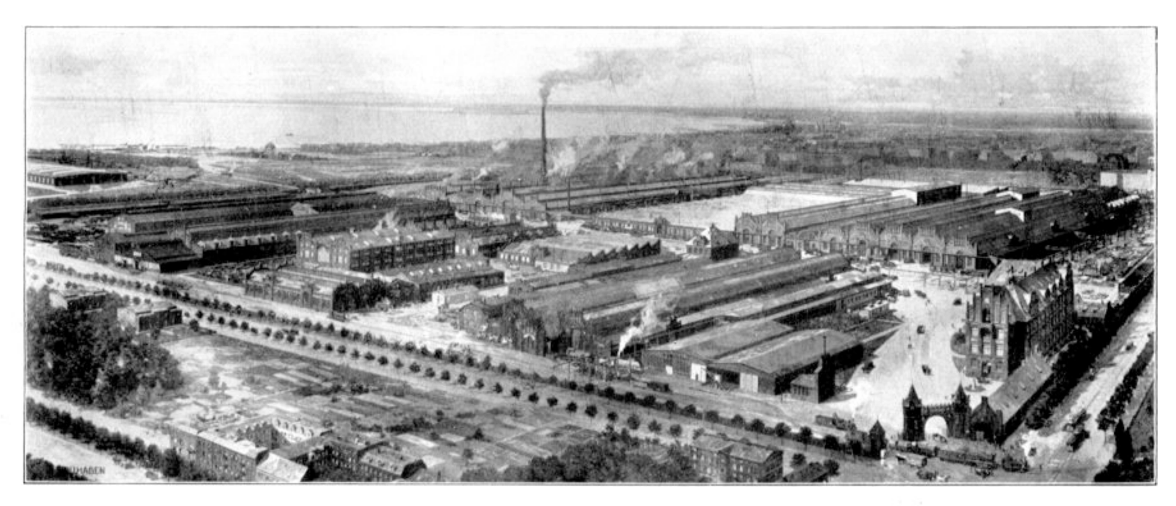
Von Paul Nikolaus in Tegel

In diesem Jahre begingen mehrere Werke der Schwerindustrie Feiern, in denen sie auf eine Reihe von Jahren erfolgreichen Wirkens zurückschauen konnten, so die Firma Krupp in Essen auf 100 Jahre, die Schichauwerft auf 75 Jahre, auf den gleichen Zeitraum die Firma A. Borsig in Tegel bei Berlin. An dem großen, unvorhergesehenen Aufschwung, den die deutsche Industrie in diesem Zeitraum genommen hat, haben die Gründer genannter Werke ihren Löwenanteil. Wir wollen uns in nachstehenden Zeilen mit August Borsigs Werk beschäftigen, da wir ja mit besonderem Stolz hervorheben können, daß derselbe ein Sohn unserer schlesischen Heimat ist.



August Borsig

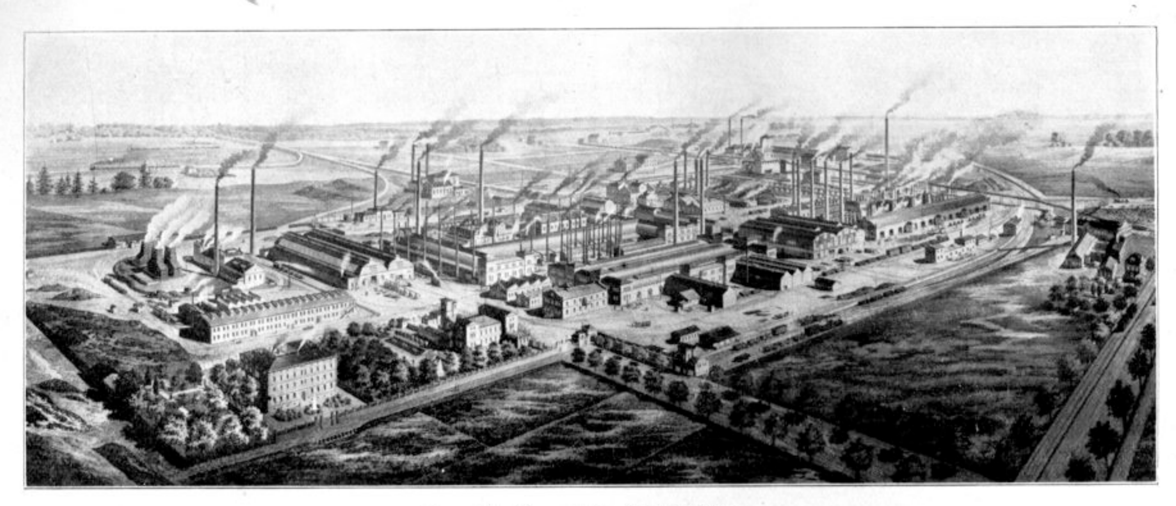
August Borsig wurde am 23. Juni 1804 als Sohn des damaligen Kürassiers im Kürassier-Regiment von Dollffs, späteren Zimmermanns Johann George Borsig in Breslau geboren. Er besuchte die Elementarschule zu Breslau, im Anschluß daran die Königliche Provinzial- Kunst- und Bauhandwerksschule seiner Vaterstadt und wurde schließlich Zimmermann. Es scheint, als ob schon damals seine Begabung und Vorliebe für das Fach, in dem er später so Großes leisten sollte, hervorgetreten sei. Das Abgangszeugnis der Schule bezeichnet seine Fortschritte in der Mechanik und im Zeichnen als „besonders lobenswert“ und „sehr gut“. Auch sein Lehrherr, der Zimmermeister Kaspar Kiesewetter, erteilte dem jungen Handwerksgesellen, der nach Sitte der Zeit seine Fach- und Weltkenntnisse durch Wandern mehren wollte, ein warm empfehlendes Abgangszeugnis. Nicht lange übrigens fand Borsigs rastlos vorwärtsstrebender Geist Gefallen an dem ungebundenen, fröhlichen Gesellenleben. Bald kam er nach Berlin, wo er das kurz vorher (1821) von Beuth gegründete Königliche Gewerbe-Institut, die heutige Technische Hochschule in Charlottenburg, besuchte. Die aus dieser Zeit herrührende Erzählung, der große Beuth habe sich in wenig lobenswerter Weise über Borsig geäußert, eine Anekdote, die auch von Max Maria von



Die Borsigwerke in Tegel bei Berlin

Weber, dem Sohne des Komponisten, wiedergegeben wird, kann man wohl billigerweise in den Bereich ähnlicher Erzählungen von großen Männern rechnen; denn bereits nach Beendigung seiner Studien, 1825, trat Borsig in die damals bedeutendste Maschinenfabrik, F. A. Egells in Berlin, ein, wo er bereits am 1. Juli 1827 als Faktor, also Bevollmächtigter der Firma angestellt wurde. In dieser Stellung vermochte Borsig sich sehr zu vervollkommnen, sowie recht ansehnliche Ersparnisse zu machen, so daß er 1837 bei seinem Austritt und bei seiner Etablierung über rund 11 000 Rtlr. verfügte. Borsig baute auf einem Grundstück am Oranienburgerthor in Berlin seine erste Werkstätte; der Anfang war gemacht. Wachsam hatte Borsig die Fortschritte der Engländer auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues verfolgt, und wenn auch zunächst in seiner Werkstatt, mehr der Not, als dem Triebe gehorchend, zunächst alle möglichen andern Sachen denn Lokomotiven gefertigt wurden, so mag der junge Ingenieur doch manche Nacht an seinem Konstruktionstische gegrübelt haben. Bereits 1829 war von Stephenson die erste Lokomotive zwischen Liverpool und Manchester unter Dampf gesetzt worden, 1835 war in Deutschland Nürnberg-Fürth, 1837 Berlin-Potsdam gefolgt. Als nunmehr 1841 die Berlin-Anhalter Bahn eröffnet wurde, bot Borsig der Bahnverwaltung seine erste deutsche Lokomotive an. Er hatte diese nach dem damals technisch am vollkommensten ausgebildeten Typ des Amerikaners Norris hergestellt. Nach mancherlei Hemmnissen und Schwierigkeiten konnte Borsig mit dieser Maschine zeigen, daß sie der allmächtigen englischen Konkurrenz ebenbürtig war. Nun kamen Aufträge, und als Borsig gar mit seinen Lokomotiven bei einer Probefahrt im Jahre 1843 auf der Berlin-Stettiner Bahn seine Gegner in Bezug auf Geschwindigkeit und Zugleistung schlug, da war das Ausland so gut wie ausgeschaltet. Bereits 1853 konnte Borsig seine Maschinen ins Ausland (Warschau-Wiener Bahn) verkaufen, 1854 sah er noch seine 500. fertiggestellte Lokomotive, dann holte ihn am 7. Juli 1854 der Tod mitten aus einem arbeitsfreudigen Schaffen heraus. Bei seinem Ableben waren in den Werken 1850 Beamte und Arbeiter tätig. Sein Sohn Albert übernahm die Geschäfte, vergrößerte sie beträchtlich und legte auch Borsigwerk bei Zabrze O.-S. an. 1878 starb er; für seine minderjährigen Söhne verwaltete die Werke ein Kuratorium. Unter diesem wurde der Lokomotivbau fast aufgegeben und die Geschäfte wurden in vielen Zweigen fast lahmgelegt, da das Kuratorium sich den Erben gegenüber für verpflichtet hielt, nur streng sichere Geschäfte zu machen.

Ein neuer Zug begann zu wehen, als sodann 1894 die Söhne Alberts, Arnold, Ernst und Conrad die Leitung übernahmen. Während Arnold Borsig, der die Bergakademie besucht hatte, die Leitung des schlesischen Borsigwerks übernahm, wurde die technische Leitung von Ernst, die kaufmännische Leitung von Conrad Borsig ausgeübt. Arnold Borsig konnte nur kurze Zeit wirken; am 1. April 1897 wurde er, als er die Hedwigwunschgrube auf schlagende Wetter hin untersuchte, bei einer Explosion getötet. Ernst und Konrad verlegten nunmehr das Werk aus Berlin heraus nach Tegel, wo sie ca. 40 Hektar zwischen der Berlin-Kremmer Bahn und dem See erworben hatten. Hiervon sind nunmehr gegen 28 Hektar bebaut. Die Werkstätten sind neuzeitlich eingerichtet, gegen 7000 Angestellte und Arbeiter werden beschäftigt. Auf Borsigwerk in Oberschlesien sind sogar gegen 8000 Leute tätig. Heute



Das Borsigwerk in Oberschlesien

werden 300—400 Lokomotiven im Jahre produziert. 45 Prozent derselben gehen ins Ausland; bisher sind über 8500 Lokomotiven fertiggestellt worden. Neben diesen werden in Tegel Dampfmaschinen, Pumpen-Anlagen, Eis- und Kältemaschinen, Kompressoren und Entstäubungsanlagen gebaut. Auf Borsigwerk wiederum werden schwere Guß- und Schmiedestücke, Schiffsankerketten und dergleichen gefertigt. Kurz seien noch einige Zahlen genannt, die von der Größe der Werke einen Begriff geben. So beläuft sich der jährliche Kohlenverbrauch auf rund eine halbe Million Tonnen. Gegen 300000 Tonnen Rohmaterial werden verarbeitet.

2300 Tons-Schmiedepresse im Borsigwerk O.-S.

Den beiden Inhabern wurde am 50. Geburtstage des Kaisers der erbliche Adel verliehen, bei Fertigstellung der 5000. Lokomotive im Jahre 1902 wurden sie zu Kommerzienräten ernannt, bei der jetzigen Jubelfeier erhielten sie den Titel Geheime Kommerzienräte.

Nicht allein auf dem Gebiete unermüdlicher Arbeit sind sie ein Vorbild. Sie haben auch als Arbeitgeber an ihre Angestellten gedacht und eine Reihe von Wohlfahrtseinrichtungen geschaffen. Neben großen Wohnkolonien bestehen ansehnliche Fonds für bedürftige Angestellte und Arbeiter, Pensions- und Sparkassen, Kasinos und Speiseanstalten. Konsumanstalten dienen der Geselligkeit und der Verbilligung der Lebenshaltung. Verschiedene Vereine, in welchen Turnen, Rudern und Gesang gepflegt wird, verdanken ihnen ihre Entstehung.

Kurz sei noch der Feier des 75jährigen Bestehens gedacht. Am Abend des 13. Septembers vereinte ein fröhliches Festmahl Chefs und Angestellte. Am 14. fand im Werke die offizielle Feier statt, der unter andern auch der Minister für Handel und Gewerbe, Dr. Sydow, der Oberpräsident der Provinz Brandenburg, von Conrad, Oberbürgermeister von Berlin, Wermuth, und eine ganze Reihe von Vertretern von Reichs- und Staatsbehörden, ferner Vertreter von Handelskammern, des Handels und der Industrie beiwohnten. Die nochmals konstruierte Lokomotive Nr. 24, die August Borsig nach seinem ehemaligen Lehrmeister „Beuth“ genannt hatte, stand neben einer modernen Schnellzuglokomotive als ein Gegensatz von einst und jetzt. Am Abend vereinte ein Festbankett die Spitzen des Werks mit ihren Gästen.

Von bei dieser Gelegenheit neugeschaffenen Wohlfahrtseinrichtungen seien erwähnt die Zinsen eines Kapitals von 750 000 Mark zur Unterstützung notleidender Beamter und Arbeiter, Gratifikationen an alle Beamte, die länger als 5 Jahre im Dienste der Werke stehen, sowie die Schaffung einer Sparkasse mit besonders günstigen Bedingungen auf Borsigwerk.

Fontainebleau

Am 20. April 1814

Wo Jagdhörner gellten, wo Jauchzen scholl,
Wo Mädchenlachen und Jubel schwoll
Im Parke von Fontainebleau,
Sah heut wie ein blutiges Muttermal
Die Sonne hinein in den prunkenden Saal
Des Schlosses zu Fontainebleau.

„Paris verloren? Das lügst Du, Wicht!
Hierher! Und sieh mir ins Angesicht
Und sag mir noch einmal die Kunde!“
„Es ist, wie ich sagte, mein Kaiser, die Stadt
Ergab sich dem Feinde, des Kampfes satt,
Noch heut zieht er ein, zur Stunde.“

„Paris verloren!“ Er eilt zur Tür:
„Man sende den Marschall Marmont mir
Und lasse den Schimmel zäumen!“
Kein Marmont kam, und die Stunde ging,
Und des Kaisers weidwunde Seele hing
An entschwundenen Jugendträumen.

Da tritt in die Tür eine hohe Gestalt —
„Du endlich, Marmont — Ihr, Macdonald?
Ich ließ einen anderen rufen!“
„Mein Kaiser, ich weiß es, doch den Ihr ruft,
Ergriff wie ein Dieb in der Nacht die Flucht
Zu des künftigen Thrones Stufen.“

Des Kaisers Antlitz ward fahl und alt.
„Ich grollte Euch, Marschall Macdonald,
Und ließ es Euch reichlich fühlen.
Ihr aber schändet den Freund, dem Stab,
Dem Herzogtitel und Ehren ich gab,
Der Kaiser läßt nicht mit sich spielen!“

„Mein Kaiser, ich stehe Euch für mein Wort!
Der Mann, den Ihr Freund nennt, schlich sich fort!
Es ist um den Feigling kein Schade.
Vergeßt, daß ein Schurke Euch Liebe stahl,
Mein Kaiser, ich bitt' Euch zum andern Mal,
Nehmt mich statt seiner in Gnade!"

So fand sich nach Jahren die Hand zur Hand.
Und vor den beiden der Kanzler stand:
„Die Mächte, Sire, lassen bitten!"
Das Blatt, an dem eine Krone hing,
Fiel achtlos zur Erde und drüber ging
Der Kaiser mit herrischen Schritten.

Er kreuzte die Arme: „Man laß mich allein!"
Dann spöttisch: „Europa mag ruhig sein."
Und endlich: „Ruft mir die Garde!"
Die letzte Frist, die das Schicksal ihm stellt,
Verträumte der todwunde Schlachtenheld
Mit den Siegen der blauen Kokarde.

Ein Trommelwirbel . . . Der Kaiser sprang auf.
So sah der italische Siegeslauf
Den General Bonaparte!
Ein Strom von Jugend den Kaiser durchrann,
Und lächelnd trat er zum Fenster heran
Und grüßte die Adlerstandarte.

Hell klang seiner Worte eherner Bau,
Wie im Fürstensaal, wie bei der Truppenschau,
Wenn er durch die Reihen geritten.
So sahen die Garden zum letzten Mal
Ihren großen Führer, den „petit corporal",
Den Korsen, in ihrer Mitten.

Und die nie gezittert im Schlachtenrot,
Sie übermannte der Stunde Not.
„Wer weint?! — Präsentiert — das — Gewehr!"
Ein Ruck durch die Massen. Ein Wirbel scholl,
Doch ein schlecht verhaltenes Schluchzen quoll
In das letzte „Vive l'empereur!"

„Die Marseillaise!" Er salutiert.
Das stürmende Lied seine Kinder entführt.
„Le jour de gloire — — Wohin? — Wo? — —"
Die Sonne küßte des Parkes Rand,
Ein steinern Bildnis der Kaiser stand
Am Fenster zu Fontainebleau.

Fritz Ernst

Ock weger am Schnuppen

Von Hermann Thielscher in Brieg

Bäckermeister Streusler war schlechter Laune und kaute an seinem weißblonden Schnurrbart. Er hatte versprochen, sich an dem großen Fischzuge im Olberndorfsee zu beteiligen, sogar schon einen großen Korb Semmeln gratis vorausgeschickt, und nun wollte seine Frau streiken und den Ladendienst nicht übernehmen. Sie gähnte entsetzlich, reckte stöhnend die Glieder und erklärte, sie müsse sich ins Bett legen, alle Knochen im Leibe täten ihr weh.

„Wos wird ock weiter sein," brummte er, „an Schnuppen wirscht De kriegen, weiter nischt. Dessentwegen legt ma sich nich gleich eis Geniste."

„Haptschu!" nieste sie.

„Sist De," triumphierte er, „'s gibt schunt los! Und weger dam bissel Schnuppen wirscht De mer 's Vergnügen verterben, uf dos ich mich a ganzes Jahr lang gefreut ha? 's wird ganz extra fidel dasmal, ich ha de Semmeln geschickt, der Fleescher Hiffe schickt Wurscht und Schinken, der Gastwirt Säuerlich 's Bier und der Desteltär Mischke Kümmel und Kurnjak. De Fische wern ausgeloost. Werde nicht kimmt, der kriegt keene, und da wer ich woll der Affe sein, hä?"

„Dir is' ja ock ums Picheln," widersprach die Meisterin, „Du willst nich der Affe sein, aber mit heembrengen willst De eenen. A Narrn

austreiben willst De, weiter nischt, ich kenn Dich doch etwan! Aber mach ock, was de willst, gih ock, gih, schliß a Laden zu, wir han's ja derzune, und de andern wulln ja ooch was verdienen! Uf mich kannst De nich rechnen, in mir steckt amal was, ich kümmer' mich um nischte und gih eis Bette."

Streusler stieg das Blut zu Kopfe, doch er hielt an sich; er schnaufte nur etwas aufgeregt und begann so mild, wie frischbackene Milchsemmel: „Hedel, sei doch nich aso! Gönn mer doch ooch a Vergnügen; geh doch die paar Stunden ei a Laden. Du kannst doch, wenn's De willst. Weger dam bissel Schnuppen, der in Dir steckt, wirscht De nich glei aus 'm Leime gihn. Wenn sich der Mensch 's ganze Jahr rackert und schindt, will a ooch amal a Vergnügen han. Also gelt, Hedel, Du tust mer da Gefallen?"

Doch Hedel blieb widerborstig. „Ja, ich möcht' ock immer Rücksichten nehmen, ich möchte eim Laden fletschen, aso krank, wie ich bin, doß Du ock Dei Vergnügen hust. Kannst Du nich amal Rücksichten nehmen und derheeme bleiben? Denn a gewöhniglicher Schnuppen is das amal nich, was in mer steckt. Aber natürlich, a Maulvull Bier und a Paar Weißfischel, die gehn vor, vor der Frau."

Das ging ihm nahe. „Was, Weißfischel, sprichst De? Du hust wull die drei kaptalen Hechte vergessen vom vorige Jahre, hä? Du wirscht die Fische, die ich wer brengen, nich zu eener Malzich ufessen, Du nich! Ich wer Dirsch beweisen, vo weger da Weißfischeln! Und jetzund geh ich grade! Meinswegen leg Dich ins Näst. Setzt Du Dir an Dickkopp uf, setz ich mer ooch eenen uf! Atjee!"

Er riß seinen Hut vom Nagel, griff den Steck aus der Ecke und stampfte mit schallenden Schritten zum Hause hinaus.

Die Frau Meisterin schnappte eine gute Weile nach Luft; der Aerger verschlug ihr stets den Atem. Empört war sie. „Und a leeft wirklich uf und davon," dachte sie, „und läßt mich mit dam kranke Gerippe alleene!"

Unschlüssig, mit ihrem Aerger kämpfend, stand sie neben ihrem Bett und überlegte, aber nicht lange: die Ladenklingel rasselte sie aus den grimmigen Gedanken. Aechzend schlürfte sie hinüber. Das Mädchen ihres Arztes kam ein Schrotbrot holen. Ueber ihr Gesicht flog der Lichtschein einer guten Idee: den Arzt kommen lassen! Ja, und wenn sie sich von dem ins Bett stecken ließ, dann war sie ohne Schuld, wenn inzwischen das Geschäft vernachlässigt wurde. Aber dann! Und sie bestellte den Arzt.

Doktor Weiß, ein altes, knorriges Original, fand die Patientin kläglich zusammengeduckt auf dem Korbstuhle im Laden. Na," sagte er, „Sie sehn ja aus wie Gallert auf 'm heißen Ofen! Wo steckt's denn?"

„Halt im ganzen Gerippe, Herr Dukter;" stöhnte sie, „de Knochen tun mer weh, und 's Fleesch ooch."

Der Arzt nickte. „Immer dieselbe Leier. Heißen Kopp, hm?"

„Ja, Herr Dukter, wie frischbacken Brot."

„Zeigen Se mal de Zunge. Mhm! Schmerzen im Genicke, ja?"

„Nu mehr so a Ziehn, Herr Dukter."

„Und Kreuzschmerzen?"

„Halt anne sihre große Schwäche, Herr Dukter, am liebsten tät' ich mich eis Bette legen."

„Na ja natürlich, immer 'nein in de Federn! Sie konnten schon längst drinne liegen!" schalt der Arzt. „'s wird sich wohl 'ne Influenza entwickeln, und da is das immer 's Beste; da kann man garnicht vorsichtig genug sein. Ich will Ihnen zunächst mal 'n paar Pulverle verschreiben, alle Stunden eins in lauem Wasser. Sie werden schwitzen davon, also gut zudecken, verstanden? Auf de Stirne lassen Se sich ab und zu 'n kalten Umschlag legen".

Er schrieb eilig das Rezept, versprach abends wieder nachzusehen und ging eiligen Schritts mit kurzem Gruß, ohne von dem nun ausbrechenden Jammer der Frau Meisterin Notiz zu nehmen. Die war sehr erschrocken. Nun konnte sie sich zwar mit Fug und Recht ins Bett legen ihrem Eheherrn zum Tort, aber sie mußte sich gestehen, daß sie es eigentlich selbst nicht für unbedingt notwendig gehalten hatte, und nun machte ihr der Arzt mit der bösen Influenza Angst, von der man ja gar den Tod haben konnte. Sie rang außerdem mit ihrem Geschäftsgewissen; ihr stark entwickelter Erwerbsinn sträubte sich, nun es Ernst wurde, den Laden zu schließen. Doch der Respekt vor den Anordnungen des Arztes und die Angst, sich durch Ungehorsam ums liebe Leben zu bringen, siegte. Sie schloß wirklich den Laden, schickte den Lehrling mit dem Rezept in die Apotheke und kroch ins Bett.

Kaum hatte sie sich ausgestreckt, schrillte die Ladenklingel. Das fuhr ihr böser durch die Glieder als ihre Krankheit. „Wer mag's ock sein," bedachte sie, „was mag a wollen, wie viel Verdienst mag verloren gihn? 's wird doch nich etwa der Haushälter vom Roten Hirsch sein? Wenn der jetzt wo andersch hinleeft, und de Kundschaft gewöhnt sich uf die Art weg! — 's is de beste, die ber han."

Sie kam vor Aufregung darüber in Schweiß, ehe der Lehrling mit den Pulvern kam. Ob sie doch den Stift in den Laden schickte? „Nee, der tät' anne schöne Konfusion machen, und

mehr Schaden dermitte anrichten, als wie aso sein wird".

Plötzlich fuhr ihr der sehr naheliegende Gedanke durch den Kopf, ihren pflichtvergessenen Mann durch den Lehrling holen zu lassen. Ihre Freude über den Einfall war so groß, daß sie ihrer Krankheit ganz vergaß. „Albert!" gellte ihre Stimme markig durch das Haus. Jetzt fiel ihr erst ein, daß er garnicht da war; eine Minute später kam er mit den Pulvern an. Sie spülte ohne Zögern eins hinunter und unterwies ihn dann mit matter Stimme, wie es sich für eine Kranke schickt: „Du leefst, so flink De kannst, zum Olberndorfsee naus, suchst a Meester und sagst'n, daß ich derweile hab Dukter und Apteker gebraucht, daß mich der Dukter eis Bette gesteckt hat, und daß ich ha a Laden zuschlissen müssen, und daß de Leute jetzund möchten de Klingel abreißen, und niemand tutt se bedienen. A soll augenblicklich heemkummen, wenn a nich han will, daß de Kundschaft versaubäutelt wird, und daß ich derweile sterbe!"

Albert trollte vergnügt ab; hatte er doch nun Aussicht, von dem großen Fischzuge auch etwas zu sehen.

Die Meisterin vergrub sich resigniert in die Kissen und schwitzte allmählich ganz entsetzlich. Als sie etwa eine halbe Stunde lang geschmort hatte, klopfte es leise an die Tür, und eine barmherzige Schwester kam mit einem sanften „Gelobt sei Jesus Christus" herein, zu der Patientin ans Bett. Die konnte den Gruß vor Schreck nicht erwidern und sah die Schwester nur mit einem ängstlich fragenden Blicke an.

Die blutjunge Schwester beugte sich freundlich zu ihr herab. „Der Herr Doktor Weiß schickt mich!" flüsterte sie. „Beruhigen Sie sich nur, so eine Influenza ist ja keine gefährliche Krankheit; nur sorgsame Pflege ist nötig. Dazu bin ich hier, und mit Gottes Hilfe werden Sie schnell wieder gesund werden."

„Ach Gott, ach Gott, ich weeß schon," stöhnte die Meisterin, „wenn anne Schwester kimmt, da is' schunt schlimm!"

„Garnicht schlimm steht's mit Ihnen," beruhigte sie die Schwester, „ich muß sogar gestehen, daß ich mich wundre, warum mich Doktor Weiß zu Ihnen geschickt hat. Sie sind ja noch garnicht so pflegebedürftig."

Die Patientin schüttelte ungläubig den Kopf. „Nee, nee, ich merk's jetze schon, ich bin sihre krank. Sie woll'n mer bloß awing was vormachen. 's Herze schlägt mer ja, als wellt mersch a Brustkasten zerplätzen, und der Kupp brennt wie Hulzfeuer."

Die Schwester befühlte ihr Herz und Kopf. „Regen Sie sich nur nicht auf," bat sie, „fürchten Sie sich nicht, 's ist wirklich gar nicht schlimm."

Jetzt fielen der Kranken die kalten Umschläge ein, die der Arzt ihr verordnet hatte. Die Schwester suchte eilig das Nötige dazu zusammen und kühlte ihr die Stirn. Das tat ihr gut, beruhigt atmend, schloß sie die Augen.

Inzwischen war der Lehrling nach halbstündigem Marsche am Olberndorfsee angelangt und zu seiner Freude zunächst nicht in der Lage, dem Meister seinen Auftrag ausrichten zu können; denn der schwamm in einem Fischerkahne mitten auf dem See und half Netze ziehen. Mit philosophischer Ruhe setzte er sich ins Ufergras und sah den Fischern zu, sich vor Vergnügen auf die Schenkel schlagend, wenn ein besonders stattlicher Fisch über den Netzen hochsprang.

Endlich schwenkten die Kähne in einem großen Bogen ans Land, und nun wurden unter allgemeinem Jubel die Netze gehoben. Der Fang war gut, und es war lustig anzusehen, wie die stahlblau oder silbern glänzende Beute im letzten Wasserreste zappelte und spritzte. Albert vergaß zunächst ganz auf seine Mission. Erst als ihn der Meister bemerkte und erstaunt anrief, fiel ihm der Zweck seines Hierseins wieder ein, und er richtete aus, was ihm die Meisterin aufgetragen hatte.

Meister Streusler war sehr bestürzt. „Nu da möcht man doch!" rief er aus, „Dukter und Apteker! Und im Bette liegen tutt se richtig? Da muß ich freilich heem! Und grade vor der Auslosung! Ich ha doch a verdunnertes Pech." Er traute seiner lieben Frau zwar nicht recht und zögerte noch ein wenig, doch es half nichts. Er sprach mit den maßgebenden Persönlichkeiten und legte ihnen sein Dilemma dar. Da machte man eine Ausnahme, sein Lehrling durfte ihn bei der Auslosung vertreten und die gewonnenen Fische mit heimbringen. Nachdem er über diesen wichtigen Punkt beruhigt war, machte er sich trübselig auf den Heimweg.

Der Zufriedenste betreffs der Entwickelung der Dinge war Albert, um so mehr, als ihm anstelle des Meisters auch die Teilnahme an der Vertilgung des festen und flüssigen Mundvorrats gestattet wurde.

Daheim angekommen, blieb Streusler ein paar Minuten pustend an der Tür stehen, um sich zu sammeln. Endlich klinkte er auf und trat mit unsicherer Miene ein. Als er die Schwester erblickte, die gerade den kalten Umschlag auf der Stirn seiner Frau erneuerte, blieb er mit offenem Munde stehen.

Frau Hedwig wandte sich nach ihm um. „Wo bleibst'n so lange," schalt sie mit schwacher Stimme, „hä? Wenns aso mit mer steht, da hättst De Dich wahrhaftig gekonnt awing federn. Ich hätte derweile sterben gekonnt."

„Um Gottes willen, red ock sowas nich, Hedel," stöhnte er. „Was is denn bloß eenzig mit Dir?"

„De Infalenza ha ich," seufzte sie. „Und Du weest doch, Korbmacher Matschke Seine is ooch dran gestorben, und schlecht muß' doch stehn mit mer, suste hätt' mer der Dukter keene Schwester nich geschickt."

„Nu eben," jammerte Streusler, „mir is' ja in de Kniekehlen gefahren, wie ich dahier de Schwester hab hantieren sehn, daß ich gleebte, ich meßte hinschlagen. Hedel, wenns De mer stirbst! — Wenns Du mer stirbst! — " Und laut heulend knickte er neben ihrem Bett auf die Knie nieder.

Die Schwester legte ihm die Hand auf die Schulter. „Machen Sie sich doch nicht so unnötig trübe Gedanken," sagte sie warm. „Der Zustand ihrer Frau ist — —"

Schnelles Klopfen an der Tür unterbrach sie. Dokter Weiß platzte herein wie ein Windstoß und fuhr sie an: „Na richtig, hier sitzen Se wie 's fünfte Rad am Wagen, und die arme Frau Häusler nebenan liegt immer noch ohne Pflege! Wenn ich nicht deutlich spreche, wer denn sonst in der Welt? Ich hab doch gesagt, de Frau Häusler braucht Pflege, nich de Frau Streusler!"

Die arme Schwester wurde abwechselnd rot und blaß, stammelte eine Entschuldigung und beeilte sich, fortzukommen.

„Haptschi!" nieste Frau Hedwig.

„Herr Dukter," fragte Streusler, indem er sich zaghaft aufrichtete, „gelt, da wird mer doch meine Hedel nich etwan sterben?"

„Haptschi, haptschu!" nieste die.

„Was niesen tut se Ihnen, Sie hören's ja," knurrte der Arzt zwischen Lachen und Aerger. Er fühlte ihren Puls und beugte sich einen Augenblick über sie.

„Haptschi — tschu — tschah!" machte sie. „Mann, 's Schnupptüchel, 's ligt uf'm Stuhle!"

„Prost!" rief der Arzt heiter. „Sie sehn ja: 'n Schnuppen hat se, 'n tüchtigen, das Schwitzen hat'n rausgebracht."

„Keene Infalenza?"

„Nee, glücklicherweise nich."

„Und da muß ich ooch de Pulver nich mehr brauchen?" fragte die Meisterin.

„Nee, aber zwei Dutzend Schnupptüchel werden Se brauchen," antwortete Doktor Weiß trocken. „Wenn Se ausgeschwitzt haben, können Se aufstehn. Adjö!" Und draußen war er.

„Ptschui!" nieste die Meisterin.

Meister Streusler wischte sich den Schweiß von der Stirn und schnaufte eine Weile wie ein böser Stier. „Ich ha mersch ja geducht, das mit dem Schnuppen," maulte er, „und dessentwegen muß ma Hals über Kopp heemrennen, was de Plautze halten will, dessentwegen ängst' ma sich, daß een könnte der Schlag schlan, dessentwegen wird de Kundschaft verludert, und ma kummt um sei Vergnügen! Da möcht ma Spaß verstehn! Und alles ock weger am Schnuppen!"

„Ich kann doch nich derfür," verteidigte sich die Meisterin kleinlaut, „daß mich der Dukter hat ins Bette gesteckt und gemeent, ich krieg de Infalenza. Ich ha Angst genung ausgestanden und Widerwärtigkeet derzu; denn ich schwitze wie Speck im Oferihr."

Streusler stopfte das Schnupftuch in die Tasche, daß die Nähte krachten. „Was mußt De gleich a Dukter han weger am Schnuppen! Derde glei anne Krankt draus macht, wenn een' awing de Nase kitzelt! Den nehm' ber glei wieder! Das mit der Schwester hoot a gewiß ooch selber vertuselt, und dann schnauzt a das arme Ding an. 's war mer, als wenn 's Blutt gerinnen täte, aso derschrocken bin ich vor der Schwester."

Ein schier unendliches Niesen seiner Frau und die rasselnde Ladenklingel unterbrach seinen Redefluß; er mußte nachsehen.

Frau Hedwig hörte zwei lachende, fremde Männerstimmen und die scheltende ihres Gatten dazwischen, dann ein verdächtiges Klatschen und das ihr bekannte Geheul des Lehrlings. Kurz darauf tobte der Meister wütend zur Hintertür herein, einen alten Henkelkorb an der Hand. „Na, der hat's gekrigt, der Bengel, der meschante! Luß ich 'n beim Fischen draußen, daß a für mich 's Los zieht und a Gewinnst heembringt, und nu brengen mer zwee Eckensteher da Fagabund bekreescht heem, daß a nich mehr labern kann. Und was hat a im Kurbe? An Salzhering! Könnt' ma sich da nich zerstückeln vor Booßt?" Und er schleuderte den Korb zur Erde, daß der Hering im großen Bogen seiner Hedel ins Bett flog. „Und das alles weger am lumpige Schnuppen! Ock weger am Schnuppen!"

Entrüstet schleuderte Frau Hedwig den Hering wieder aus dem Bett heraus, bedenklich nahe an Meisters Kopf vorbei. Davor erschrak sie selbst und sagte kein Wort; denn sie wußte, in der Stimmung war mit ihm nicht gut Kirschen essen.

Er sah sie mit einem drohenden Blicke an, stülpte den Hut in der Stube auf den Kopf, stampfte hinaus und schmetterte die Tür hinter sich zu, daß die Angeln knackten.

Frau Hedwig seufzte; denn sie wußte, daß der Tag für ihren Gatten mit einem gehörigen Rausche enden würde, und daß ihr dann noch ein schlimmer Strauß bevorstand. Sie seufzte noch tiefer und dachte nun selbst: „Ock weger am Schnuppen!"

Wie man in Oberschlesien der Fleischnot steuert

Von Amtsrichter Karl Ulrich Reimar in Myslowitz

Myslowitz ist eine der wenigen an der russischen Grenze belegenen Ortschaften, die durch eine Zollstraße mit Rußland verbunden ist. Letztere darf zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen passiert werden.

Es gibt ziemlich wenig Plätze an der russischen Westgrenze, die solche Verkehrsmöglichkeiten haben; denn Mütterchen Rußland wünscht offenbar keine zu große Annäherung und keinen allzustarken Verkehr seiner und der Landeskinder der Nachbarstaaten.

Die russische Zollkammer in Modrzejow — gegenüber von Myslowitz — wird früh um 7 und nachmittags um 2 Uhr geöffnet und mittags um 12 Uhr und abends um $6^1/_2$ Uhr geschlossen. Während der täglichen Sperre ist es unmöglich, aus Rußland heraus- oder nach Rußland hineinzukommen.

Quer über die Zollstraße ist eine dicke eiserne Kette gespannt als deutliches Zeichen der Absperrung. Vor und hinter ihr halten einige wild blickende Grenzkosaken, den Säbel am Bandelier über die Schulter, das schußfertige Gewehr mit dem aufgepflanzten, dreikantigen Bajonett am Riemen in der Faust, Wache, alles sehend, bis ein Rubel die Wackeren blind macht.

Nur auf der Bahnstrecke Schoppinitz (preußisch)—Sosnowice (russisch) ist es möglich, auch zur Nachtzeit mit den fahrplanmäßigen Zügen zwischen diesen beiden Ortschaften über die Grenze zu kommen; doch ist hier wieder in Ermangelung einer Zollstraße kein Uebergang zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen möglich.

Der nächste Uebergang befindet sich erst bei Baingow—Tschedladz, dann weiter nördlich bei Ostrosnitza-Nesdara u. s. w. — in recht großen Abständen.

Trotz dieser Erschwerung des Grenzverkehrs und der Abgeschlossenheit Rußlands oder vielleicht gerade deswegen findet zwischen den Bewohnern der beiden benachbarten Reiche ein starker Verkehr statt, allerdings nicht auf den Zollstraßen, sondern an den Stellen der Grenze, wo die „Menschenschwärzer", — ein eigener Stand wagehalsiger Männer und Frauen, die meist in Myslowitz wohnen und das Hinaus- und Hineinbringen von Menschen aus und nach Rußland als einträgliches Gewerbe betreiben, — die wachehabenden Kosaken bestochen haben.

Klirrend fällt die Kette am russischen Ende der Brücke in Modrzejow; zu beiden Seiten staut sich eine gewaltige Wagenburg, die das Oeffnen der Grenze ungeduldig erwartet.

Dort etwas seitwärts, auf dem Marktplatze von Modrzejow stehen an 70 bis 80 hohe, mit zottigen Pferden bespannte Bretterwagen, aus denen ununterbrochen dumpfes Grunzen und helles Quieken ertönt. Die Gespanne enthalten das für den Schlachthausbezirk Myslowitz bestimmte „Kontingent" russischer Schweine.

Um nämlich den großen Fleischbedarf des Industriebezirkes Oberschlesiens zu decken und um seinen hart und schwer arbeitenden Berg- und Industriearbeitern die Möglichkeit zu bieten, billigeres Schweinefleisch und Speck zu kaufen, darf für die Schlachthofbezirke Oberschlesiens eine für jeden Monat festgesetzte Anzahl von Schweinen den Wünschen der Landwirtschaft zuwider eingeführt werden. Die Tiere müssen aber bald geschlachtet werden, auch dürfen Fleisch und Speck nur allein im oberschlesischen Industriebezirke verkauft werden. Geld- und Freiheitsstrafen dräuen dem Zuwiderhandelnden.

Wie gewaltig groß diese Einfuhr russischer Schweine ist, ergibt untenstehende Aufstellung.[1])

Zu jedem Schlachthofbezirk gehört eine größere Anzahl Ortschaften, zu Myslowitz z. B. Myslowitz, Brzenskowitz, Birkental, Dorf Janow, Schoppinitz, Rosdzin und Eichenau, deren

[1]) **Schwarzvieheinfuhr im Jahre 1911**

Schlachthofbezirk	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
Beuthen O.-S.	1877	1594	1676	1561	2077	1740	1989	2517	2287	2542	2170	1819
Königshütte	1558	1556	1621	1301	1616	1314	1540	9193	2054	2264	2155	1686
Tarnowitz	607	489	529	403	650	495	593	745	763	818	660	486
Kattowitz	1634	1256	1465	1342	1859	1446	1001	2146	1917	2180	1815	1803
Zabrze	1206	1146	1085	1022	1280	973	1045	1256	1382	1472	3151	919
Gleiwitz	328	414	342	310	408	223	296	533	645	758	682	491
Myslowitz	745	761	1018	750	929	918	858	1018	955	986	1005	828



Das Schlachthaus in Myslowitz

Schlachtungen russischer Schweine dem Schlachtzwange im öffentlichen Schlachthause in Myslowitz unterliegen, während die Ortschaften, die z. B. zum Schlachthofbezirke Kattowitz gehören, die für sie bestimmten russischen Schweine nur im öffentlichen Schlachthause in Kattowitz schlachten dürfen.

Die Einfuhr aller russischen Schweine erfolgt von dem berühmten Iwangoroder Bahnhofe im russischen Sosnowice (gegenüber von Myslowitz und Kattowitz) aus. Er bedeckt mit seinen riesigen Schweinebuchten, seinen vielen Stallungen und zahllosen Höfen einen gewaltigen Raum. Der größeren Sauberkeit halber ist alles gepflastert und in musterhafter Ordnung und Sauberkeit gehalten.

Wöchentlich finden zwei Märkte statt, an denen ein außerordentlich buntes Treiben herrscht.

Ueberall schallt das Grunzen des aus den Buchten gejagten und zum Verkaufe vorgeführten Schwarzviehs. Da die Einfuhr nach der Zahl, nicht nach dem Gewicht erlaubt ist, werden nur riesige Tiere gebracht, Edelschweine, von vier bis fünf Zentner Lebendgewicht. Sie stammen aus den Züchtereien und Mästereien in Wolhynien, Bessarabien, den Wolga- und den Kaukasusländern, die infolge billiger Futtermittel und niedriger Arbeitslöhne solche Riesentiere heranmästen können. Letztere stammen nicht etwa aus „freier Wildbahn", sondern sind in Ställen sorgfältig gehegte Vertreter ihrer Familie.

Hier sehen wir die weißen, sächsischen Meißener und die englischen Yorkshirer Schweine, dort die schwarzen, schweren englischen Essexer. Wie aus den „Fliegenden Blättern" herausgenommen, sehen die serbischen und syrmischen Mongoliczafettschweine aus, deren Schnauze so auffallend kurz ist, daß sie wie eine dicke Nase aus dem maskenartigen Gesicht herausspringt. Ehe der preußische Fleischer das Schwein kauft, wird es am Hinterfuße gepackt und mit gewaltigem Schwunge auf den Rücken geworfen. Dann wird ihm ein langes, schmales Stück Holz in die zum Schreien geöffnete Schnauze geschoben und die Zunge darunter weit herausgezogen. Sieht der Käufer des Tieres auf der Zunge kleine, linsengroße, wasserhell durchschimmernde Bläschen, dann weiß er, daß das Tier mit Finnen behaftet ist. Ist die Zunge frei, dann wird man bald handelseinig. Ein kräftiger Handschlag besiegelt das Geschäft. Das Schwein, das grunzend und grollend zu seinen schreienden Artgenossen zurücktrotten will, wird schnell mit dem farbigen Haus-Markenzeichen des Käufers versehen.

Das für Preußen gekaufte Schwarzvieh wird nun von den beamteten preußischen Kreistierärzten aus Kattowitz und aus Beuthen auf das peinlichste untersucht. Eine nochmalige genaue Prüfung der Tiere findet vor ihrer Ausreise nach Preußen statt.

Die für den Schlachthofbezirk Myslowitz bestimmten Tiere werden auf hohe Bretterwagen verladen, da sie über das vom Iwangoroder Bahnhofe etwa eine Stunde entfernt liegende russische Modrzejow eingeführt werden, während das für die Schlachthofbezirke Kattowitz,



Die große Holzbrücke zwischen Myslowitz und Modrzejow

Beuthen, Tarnowitz usw. bestimmte Schwarzvieh mit der Bahn über Schoppinitz-Kattowitz eingebracht wird.

Von der Beschaffenheit der Landstraßen in Russisch-Polen kann sich der, der diese sogenannten „Straßen“ nicht gesehen hat, keinen Begriff machen. Bis über die Achsen in Kot und Schlamm steckend, scheinen die Wagen nicht zu fahren, sondern mit dem Wagenkasten über das Kotmeer dahinzuschwimmen. Besonders sehenswert ist die russische „Landstraße“ im Vorfrühling nach Tauwetter und starken Güssen oder im Spätherbste nach längerem Regenwetter vor Eintritt des Frostes.

Es läßt sich schlechterdings nicht beschreiben, in welchem Zustande die meisten öffentlichen Wege jenseits der Grenze sind.

Der Verkehr findet trotzdem unaufhaltsam statt. Die armen Zugtiere werden eben erbarmungslos durch hageldicht fallende Knüppelhiebe gezwungen, mit Aufbietung aller ihrer Kräfte die Wagen durch das Kotmeer zu schleppen.

Die letzte Untersuchung und Besichtigung der Schweine in Modrzejow ist beendet.

Polternd rasseln die Schweinewagen über die lange, zitternde Holzbrücke „gen Myslowitz“.

Am Brückenkopfe auf der preußischen Seite werden die Wagen von unseren Zollbeamten schmunzelnd in Empfang genommen.

Neugierig stecken die Borstenträger ihren Rüssel durch die Latten der Wagen.

Im Galopp geht es jetzt dem Schlachthofe zu, immer ein Wagen fast unmittelbar dem anderen aufgeschlossen, alle eine dichte Reihe bildend, deren Anfang, Flanken und Ende von preußischen Zollbeamten begleitet und bewacht werden, sodaß keiner der Wagen abweichen kann.

Sausend und zischend klatschen die Peitschen auf die mageren Rücken der mühsam den steilen Berg zum Schlachthof hin erklimmenden, dampfenden Pferde. Brüllend und schreiend stehen die Kutscher inmitten ihrer grunzenden, quiekenden Ladung. Nach slawischer Art den zottigen, wolligen Pferdchen bald Schmeichelworte, bald Schimpfworte zurufend, feuern sie die Zugtiere johlend, pfeifend und brüllend an, ihr Letztes herzugeben.

Im Galopp geht es donnernd und polternd durch die gepflasterten Straßen der guten Stadt Myslowitz.

Mit dem letzten Wagen langt auch der letzte Zollbeamte beim Schlachthause an, wo die Menge der Wagen sich staut.

Die Einfuhr, die in Myslowitz an bestimmten Wochentagen nachmittags von 2 Uhr ab stattfindet, geht schnell von statten. Der letzte Schweinewagen steht meist schon um 3 Uhr nachmittags vor dem Schlachthause.

Die Schweine werden hier abgeladen, verwogen und verzollt. Der Eingangszoll beträgt

für je zweihundert Pfund Lebendgewicht 9 Mark. Ist der Zoll vom Eigentümer des Tieres — die dem Schweine aufgemalte Haus-Marke läßt sofort dessen Eigentümer erkennen — entrichtet, so wird es freigegeben und in den verschlossenen, nur mit einem Eingange von der Zollstelle aus versehenen, besonderen Stall der russischen Schweine getrieben. Ein geringer Teil der Tiere bleibt hier, jedoch nur stundenweise, da das russische Schwarzvieh spätestens am Tage nach seiner Einbringung geschlachtet und der dafür bestimmte Stall spätestens am übernächsten Tage früh geräumt, gesäubert und durch Chlorkalklauge von allen Krankheitsstoffen befreit sein muß, um die Gefahr, die mit der Einführung der russischen Tiere verbunden ist, auf das geringste Maß zu beschränken und so den Schweinebestand unserer Landwirte vor Ansteckung zu schützen.

Durch einen besonderen Gang, der nur zum Schlachtraume führt, werden die von der langen Wagenfahrt ermatteten Borstenträger nun zur Schlachtbank getrieben. Ununterbrochen folgt eins auf das andere.

Ahnungslos watscheln die infolge ihrer Fettleibigkeit unbeholfenen Tiere dahin. Der Fußboden des Schlachtraumes schwimmt schon in Blut, doch das Tier wackelt, behaglich grunzend, weiter.

Nun steht es einen Augenblick still, durch die Todesschreie und das Röcheln der ringsum fallenden Genossen erschreckt. Die Ahnung von dem ihm bevorstehenden Schicksal scheint sein Hirn zu durchzucken.

Aber da saust auch schon, von kundiger Faust am langen Stiele geschwungen, ein schmaler, schwerer Hammer herab, der das Tier mit fast nie fehlender Sicherheit zwischen die Augen trifft. Aufschreiend stürzt das getroffene Tier zusammen. Schon öffnet ihm ein Geselle mit einem langen, haarscharfen Messer die Schlagader am Halse; mit einer Schüssel in der linken Hand fängt er das aus der Halsschlagader spritzende Blut auf, während er mit der anderen Hand den einen Vorderfuß des getöteten Tieres hin und her zieht, um durch die Bewegung das Ausströmen des Blutes zu beschleunigen. Der noch zuckende Körper wird, nachdem dem Tiere ein Haken in das Maul gestoßen worden ist, an einer Laufkatze an der Decke spielend leicht über einen riesigen, mit kochendem Wasser gefüllten und durch Dampf geheizten Kessel geführt, dort herabgelassen, einige Minuten gebrüht, wieder hochgewunden, an der Laufkatze einige Meter weitergeführt, auf einen breiten Tisch herabgelassen und am ganzen Körper rasiert. Nun werden die Hinterfüße des Tieres durchstochen, ein Querholz wird hindurchgesteckt, der Körper mit dem Kopfe nach unten hochgewunden, wieder einige Meter weiter gebracht, geöffnet, ausgenommen, abgespült und gesäubert und dann in den Abkühlraum gebracht.

Der Tierarzt des Schlachthauses hat inzwischen einzelne, mit einer Nummer gekennzeichnete Teile des geschlachteten Tieres untersucht; ebenso haben die Fleischbeschauer mittels eines neuen Apparates, der, wie eine laterna magica eingerichtet, die Untersuchung erheblich erleichtert, in einer Dunkelkammer an den Bildern, die der Apparat an der Wand zeigt, festgestellt, daß die eingelegten Muskeln und Fleischstückchen des Tieres trichinen- und finnenfrei sind.

Nun wird der schneeweiß glänzende Körper des Tieres mit den blauen Stempeln der Fleischbeschau versehen, ebenso — laut polizeilicher Vorschrift — mit einem Stempel „Russisches Schweinefleisch“. Diese roten Stempelabdrücke werden so dicht nebeneindergesetzt, daß selbst beim Zerteilen des Tierkörpers immer noch einzelne Teile der roten Buchstaben zu sehen sind. Recht buntscheckig sieht dadurch der weiße Tierkörper aus. Die rote Farbe überwiegt, nur da und dort angenehm unterbrochen durch die blaue Farbe des Fleischbeschaustempels.

Jetzt endlich darf der Fleischer den Tierkörper zerwirken und zum Verkaufe bringen.

Obgleich das Fleisch der russischen Schweine nur im Industriebezirke verkauft werden darf, ist trotzdem hier die Fleischteuerung groß. Nach der „Allgemeinen Fleischerzeitung“ betrug der Preis des Schweinefleisches für hundert Pfund Schlachtgewicht in Berlin Anfang August 1912 zweiundachtzig Mark. Trotz der russischen Einfuhr ist nun auch in Oberschlesien das Schweinefleisch nicht viel billiger. Mitte August 1912 kostete dort das russische Schweinefleisch je nach der Güte 80 Pfennig bis 1 Mark pro Pfund.[1]) Der Speck, der im Haushalte des oberschlesischen Volkes eine ungeheuer wichtige, nicht zu ersetzende Rolle spielt, kostet sogar gegenwärtig 1 Mark das Pfund.

Das sind Verhältnisse, die auf die Dauer nur schwer zu ertragen sind und zum Wohle und zur Erhaltung der Volksgesundheit dringende, baldige Abhilfe erheischen.

[1]) Halbjährliche Durchschnittspreise für 1 kg Schweinefleisch (Schlachtgewicht)

Schlachthofbezirk	1909		1910	1911	1912
Beuthen OS.	Jan.-Juni	Mk. 1,37	1,49	1,48	1,43
	Juli-Dez.	„ 1,51	1,55	1,45	—
Gleiwitz	Jan.-Juni	„ 1,57	1,60	1,50	1,58
	Juli-Dez.	„ 1,75	1,58	1,50	—
Kattowitz	Jan.-Juni	„ 1,47	1,50	1,54	1,60
	Juli-Dez.	„ 1,70	1,74	1,59	—